



Elie Berthet

DER
WOLFMENSCH 3

oder: Die Bestie des Gévaudan

Elie Berthet

DER WOLFMENSCH

oder

DIE BESTIE DES GÈVAUDAN

Dritter Teil

Pest, Wien und Leipzig 1858

Inhalt

Kapitel I	7
Kapitel II	26
Kapitel III	40
Kapitel IV	55
Kapitel V	77
Kapitel VI	94
Kapitel VII	110
Kapitel VIII	130
Kapitel IX	147
Kapitel X	166
Kapitel XI	180
Kapitel XII	199

Kapitel I

DIE GENESUNG

Während der zwei Monate, welche auf die in den vorhergehenden Kapiteln erzählten Ereignisse folgten, hörte die Bestie des Gévaudan mit ihren blutigen Anfällen nicht auf, obwohl sie den Ort ihrer grausamen Tätigkeit gewechselt hatte.

Sie hatte nämlich den Wald von Mercoire verlassen. Die Unfälle, die Morde vervielfältigten sich jetzt in den angrenzenden Bezirken, aber es schien, als ob das durch die Erfahrung klüger gemachte Ungeheuer nirgends lange mehr zu verweilen wagte und als ob es unaufhörlich in Bewegung wäre, um die Verfolger von der Fährte abzubringen.

Man erfuhr, dass es am Morgen in einem Dore des Rouergue Schrecken verbreitet hatte. Am Abend desselben Tages noch zerriss es eine Frau oder ein Kind in einem an fünfzehn oder zwanzig Stunden davon entfernten Flecken der Auvergne.

Die Gerüchte, welche über diese grässlichen Taten des Ungeheuers umliefen, waren wohl geeignet, Schrecken einzuflößen, selbst wenn man sie von der gewöhnlichen Übertreibung entkleidete.

Einmal hatten sich fünf arme Knaben des Kirchspiels Chanaillès, welche in den Bergen eine Herde hüteten, plötzlich von dem wütenden Tier angegriffen gesehen. Schon schleppte es den Jüngsten von ihnen fort, als die anderen bloß mit ihren an ihren Stäben befestigten Messern bewaffnet und vom kleinen Portefaix, einem der ihren, angeführt, beschlossen, ihren Kameraden zu befreien. Sie verfolgten

den Wolf und beunruhigten ihn auf so erfolgreiche Weise, dass er endlich seine Beute losließ und in den benachbarten Wald zurückkehrte.

Ein anderes Mal erzählte man die Geschichte einer Frau von Rouget, Jeanne Chastan, die mit ihren drei Kindern vor ihrer Tür sitzend, einen verzweifelten Kampf mit der Bestie des Gévaudan zu bestehen hatte, welche ein jedes der armen Kleinen der Reihe nach fortzuschleppen versuchte. Die Mutter warf sich auf das Ungeheuer, kniff es, rang mit ihm und schlug trotz der Bisswunden, die sie selbst erhalten hatte, es endlich in die Flucht. Aber dieser Sieg kam ihr teuer zu stehen. Einer ihrer Söhne, der Jüngste und ohne Zweifel der Geliebteste, war tot, als man der unglücklichen Familie zu Hilfe kam.

Bei all diesen Erzählungen von den Missetaten der Bestie war von *Jeannot mit den großen Zähnen* nicht die Rede. Vielleicht hatte der Lykanthrop sich außerstande gesehen, seinem unermüdlichen Begleiter zu folgen. Vielleicht hatten sie sich miteinander veruneinigt. Vielleicht hatte Jeannot trotz seines Blödsinnes die Gefahr einer solchen Gemeinschaft eingesehen.

Dennoch aber glaubte die kleine Anzahl Personen, welche von den Ereignissen in Mercoire Kenntnis hatten, in gewissen Abenteuern der Bestie des Gévaudan die Mitwirkung eines menschlichen Wesens zu erkennen. Namentlich konnte die Art und Weise, auf welche das Untier mehrmals den Verfolgungen entgangen war, diese Meinung wohl bestätigen.

Die Verzweiflung der diesen Gräueln ausgesetzten Provinzen hatte damals den höchsten Gipfel erreicht. Seit der vom Baron von Laroche-Boisseau kommandieren unglücklichen Treibjagd hatten ähnliche Unternehmungen ohne Unterbre-

chung bald auf diesem, bald auf jenem Punkt stattgefunden.

Oft vereinigten sich zwanzig oder dreißig Kirchspiele, um den Bezirk einzuschließen, in welchen, wie man wusste, der Wolf sich geflüchtet hatte. Die geschicktesten Jäger des Königreiches eilten herbei, um den unglücklichen Bewohnern des Gévaudan Hilfe zu leisten. Der König selbst hatte den Baron von Enneval, einen normannischen Edelmann, gesendet, welcher für den ersten Wolfsjäger in Frankreich galt. Die ganze Provinz erhob sich in Masse gegen den gemeinsamen Feind. Einmal umzingelte ein Korps von nicht weniger als zwanzigtausend Jägern¹ den Wald von Prunières, wo die Bestie sich festgesetzt hatte. Diese förmliche Armee hatte aber nicht mehr Glück als die weniger zahlreichen Truppen, welche ihnen vorangegangen waren. Der Wolf entkam allemal mit einem wahrhaft dämonischen Glück.

Zu wiederholten Malen hatte man ihn in einem engen Umkreis eingeschlossen zu halten geglaubt, der von ausgezeichneten Schützen umzingelt war, aber stets war er verschwunden, als ob er sich in Rauch verwandelt hätte. Die Hunde weigerten sich auf ihn loszugehen und nahmen heulend Reißaus, sobald sie ihn gewahrten.

Einige Jäger versicherten, dass ihre Bleikugeln von seinem Körper abgeprallt und platt gedrückt zu Boden gefallen seien. Andere, welche aus nächster Nähe mit zusammengepochten Silbermünzen auf ihn geschossen hatten, versicherten, ihn tödlich verwundet zu haben und zeigten die Spuren seines Blutes. Trotzdem aber erfuhr man zwei oder drei Tage nachher, dass er auf wunderbare Weise von seiner Wunde

¹ Wir übertreiben durchaus nicht. Alle diese Angaben sind historisch und man wird sie in den Memoiren jener Zeit beständig finden.

geheilt war und wieder irgendein Opfer zerrissen hatte.

Die Entmutigung ward allgemein und selbst die größten Zweifler glaubten endlich an Zauberei. Man hielt neuntägige Messen und Prozessionen. Einem Befehl des Bischofs von Mende zufolge blieb das heilige Sakrament wie zur Zeit von Pestilenzen und anderen allgemeinen Landplagen in allen Kirchen des Gévaudan ausgestellt. Die ängstigen Einwohner schienen, obwohl sie kein menschliches Mittel unversucht ließen, um dieser Geißel Einhalt zu tun, keine Hoffnung weiter zu haben als auf Gott.

So war der Stand der Dinge in dem Augenblick, wo wir den Leser nach Langogne in die Herberge der Witwe Richard zurückführen, wohin man Laroche-Boisseau, sobald der Zustand seiner Wunde es erlaubte, transportiert hatte.

Diese Wunde war in der Tat trotz der schlimmen Prophezeiung des Arztes rasch vernarbt und der Baron, welcher wohl fühlte, in welcher schiefen Stellung er sich dem Fräulein von Barjac gegenüber befand, hatte sich beeilt, das Schloss zu verlassen.

Übrigens war er mit allen Kriegsehren daraus abgezogen. Als er in die Sänfte stieg, kam die Schlossherrin, von der Schwester Magloire und ihren ersten Dienern begleitet, in großer Zeremonie herbei, um ihm ihre Reverenz zu machen und glückliche Reise zu wünschen. Magnac begleitete ihn zu Pferde bis an die Grenze der Herrschaft, wo man trotz einiger mit leiser Stimme zwischen dem Baron und dem Ehrenstallmeister Christines gewechselten Worte sich mit dem Anschein gegenseitigen herzlichen Einverständnisses getrennt hatte.

Von diesem Tage an hatte Laroche-Boisseau also in Langogne gewohnt und war infolge der vereinten Sorgfalt der tä-

tigen Madame Richard, Labranches, seines Piqueurs und Kammerdieners, und endlich seines Freundes Legris bald auf die Bahn der Genesung gekommen.

Allerdings hatte Legris sich mehrmals entfernen müssen, um seinen Vater zu besuchen, der in einem etwas entfernten Dorf wohnte, aber er kam allemal sehr bald wieder zum Baron zurück. Ihre vertraute Freundschaft schien noch größer zu sein als früher.

Vielleicht war der Wunsch, mit dem Adel der Umgegend, der sich um den Verwundeten sammelte, um ihm die Langweile seiner gezwungenen Zurückgezogenheit ertragen zu helfen, Umgang zu haben, die Hauptursache dieser großen Aufmerksamkeit. Madame Richards Herberge wurde nun ein Haus der Feste und des Vergnügens. Man trank, man lachte, man spielte hier unaufhörlich. Der junge Plebejer musste mit Begier diese Gelegenheit ergreifen, sich unter vornehme Gesellschaft zu mischen.

Eines Morgens trat Legris in das Zimmer, welches der Baron im ersten Stockwerk der Herberge bewohnte. Der sinnreiche Eifer der Madame Richard hatte hier alle wünschenswerte Bequemlichkeit und Behaglichkeit vereinigt. Doppelte Vorhänge bedeckten die Fenster. Die Diele war mit einem Teppich bedeckt. Ein Schirm schützte gegen die Zugluft beim Öffnen der Tür. Da man nun in den letzten Tagen des Herbstes stand, so knisterte ein gutes Feuer von Kastanienholz im Kamin.

Laroche-Boisseau, in einen prachtvollen Schlafrock gekleidet, frisch rasiert und gepudert, schien, abgesehen von einer leichten, kaum bemerkbaren Blässe seiner männlichen Züge, vollkommen von seiner Wunde wiederhergestellt zu sein. Er war eben beschäftigt, die zahlreichen, auf dem Tische aufge-

stapelten Goldstücke zu zählen, was ihn jedoch nicht hinderte, Madame Richard zuzuhören, welche vor ihm stehend, immer munter und heiter, ihn durch ihr Geplauder amüsierete.

»Ich freue mich, Euch auf den Füßen zu sehen, mein lieber Baron«, sagte Legris in heiterem Ton. »Morbleu! Das erfreut das Herz nach dem Kummer, den Ihr uns verursacht habt.«

»Ich danke, Legris«, entgegnete der Baron nachlässig, indem er fortfuhr, seine Goldstücke zu zählen. »Ja, es geht heute Morgen nicht übel. Ich habe mich noch nie so heiter und aufgelegt gefühlt.«

»Ich begreife«, hob Legris mit den Augen blinzeln wieder an, »dass Eure gegenwärtige Beschäftigung Euren Gedanken einen rosenfarbenen Anstrich gibt.«

»Ach, was sind drei- oder vierhundert elende Louisd'or, die ich in diesen Tagen dem Marquis von Castillac und Vaupillière abgewonnen habe? Meine Genesung muss mir doch etwas einbringen! Ihr wisst aber, Legris, dass ich ein schlechter Wirt bin. Ich werde damit nicht weit kommen.« Gleichzeitig ließ er das Gold wie eine funkelnde Kaskade in ein Schubfach fallen.

»Apropos, Madame Richard«, fuhr er, sich zur Wirtin wendend, fort, »jener Mann von Mercoire, jener Fargeot, der alle Wochen hierher kommt, um sich im Namen des Fräuleins von Barjac nach meinem Befinden zu erkundigen, ist er vielleicht wieder da?«

»Noch nicht, Herr Baron, aber er kann nicht lange mehr ausbleiben, denn es ist sein Tag. Meiner Treu!«, fuhr die schöne Wirtin mit schalkhafter Miene fort, »Ihr müsst dort sehr lebhaftere Erinnerungen zurückgelassen haben! Es vergeht keine Woche, dass man nicht einen Expressboten von

Mercoire hierher schickt, um zu fragen, wie Ihr Euch befindet. Man erkundigt sich dabei aufs Genaueste nach Eurer Gesundheit, nach all Eurem Tun und Treiben – ja man erkundigt sich sogar ausdrücklich auch nach Herrn Legris, was diesem, wie mir scheint, sehr schmeicheln muss.«

Diese Bemerkung wurde vom Baron mit zweideutigem Lächeln und von Legris mit einer Grimasse aufgenommen.

»Allerdings«, entgegnete Laroche-Boisseau, »wir haben dort Freunde, aber die Freundschaft ist so unzuverlässig, Madame Richard. Also, wenn Fargeot kommt, so meldet es uns sogleich. Man hat mit ihm zu sprechen.«

»Gut. Wünscht der Herr Baron sonst noch etwas?«

»Allerdings, meine Liebe«, antwortete Laroche-Boisseau. Er drehte sich rasch herum und drückte zwei derbe Küsse auf die runden Wangen der Wirtin. »Hier«, sagte er, »und nun denkt an mein Frühstück. Saint-Peray und einen Eierkuchen mit Forellen, wie sonst.«

»Ganz gewiss«, entgegnete die Witwe, indem sie rasch das Zimmer verließ. »Der Herr Baron ist wiederhergestellt, er hat wieder seine alten Gewohnheiten angenommen!«

Sobald die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, wurde Laroche-Boisseau plötzlich ernst. »Setzt Euch, Legris«, sagte er zu seinem Vertrauten, indem er auf einen Sessel zeigte. »Gestern Abend, als Ihr aus der Stadt ankamt, rupfte ich noch diese jungen Landgimpel, welche es wagen, mir im Spiel die Spitze zu bieten, und ich habe noch nicht mit Euch sprechen können. Und doch müsst Ihr mir vielerlei mitzuteilen haben. Wohlan, wie steht es mit Eurem Vater, diesem störrigen Krösus? Wird er mich mit seiner Börse beim neuen Prozess unterstützen, den ich wegen

der Domänen von Varinas gegen die Abtei Frontenac an-

hängig zu machen gedenke?«

»Die Wahrheit zu gestehen, mein lieber Baron, der Alte zögert noch. Ihr seid ihm schon gar so viel Geld schuldig! Andererseits sind diese Mönche von Frontenac sehr mächtig und man scheut sich einen Angriff auf sie zu machen. Dennoch aber werde ich vielleicht die Sache doch noch zu Eurer Zufriedenheit arrangieren. Ihr habt, hoffe ich, noch niemals an meiner Freundschaft und Hingebung gezweifelt.«

»Tausend Dank für Eure Freundschaft, Legris, aber zum Teufel, Euer Vater würde nicht viel riskieren, wenn er mir noch einige tausend Pistolen vorschösse, damit ich, wie man voraussehen kann, diese Mönche zur Raison bringen kann. Das Gut Varinas kann mit den Einkünften seit sechzehn Jahren sich nach meiner Berechnung auf fünf- bis sechshunderttausend Taler belaufen. Ein schöner Pfennig, Legris, und Euer Vater sollte dies wohl ins Auge fassen.

Das Notwendigste aber ist, uns um jeden Preis mit Fargeot zu verständigen. Nicht wahr, Ihr seid überzeugt, dass dieser Mann im Besitz eines wichtigen Geheimnisses hinsichtlich des Todes meines jungen Veters von Varinas ist?«

»Ich habe Euch schon gesagt, Laroche-Boisseau, was ich von dieser Angelegenheit wusste. Mein Diener, der vor einiger Zeit einmal im Wirtshaus zu Cransac war, hörte vom Wirt, dass Fargeot während seiner Trunkenheit geplaudert und sich gerühmt hatte, gewisse hochgestellte Personen ins Verderben stürzen zu können. Er gab zu verstehen, dass Ihr eine bedeutende Summe für ein Papier zahlen würdet, welches sich in seinem Besitz befände, denn dieses Papier könnte Euch wieder zu dem Besitz der Domänen von Varinas verhelfen.«

»Das ist sehr klar«, sagte der Baron sehr nachdenklich.

»Wohlan, Legris, sprecht mit diesem Mann, sobald er erscheinen wird. Es fehlt Euch nicht an Schlaueit, wenn Ihr wollt. Noch diesen Dienst und Ihr sollt ihn nicht bereuen. Nehmt Fargeot auf die Seite, gebt ihm zu trinken, versprecht – ich stelle dieses ganze Gold, welches ich soeben gewonnen habe, zu Eurer Verfügung. Man wird anderes schaffen, wenn es sein muss. O, was würde ich nicht darum geben, wenn ich endlich diese meine Todfeinde unter meinem Daumen, unter meiner Ferse hätte!«

»Offen gesprochen, Herr Baron, wird die Mission keine sehr leichte sein. Der ehemalige Forsthüter ist seit dem tragischen Tod seiner Tochter düster und schweigsam geworden. Er trinkt nicht mehr, er geht nicht mehr ins Wirtshaus.

Mein Diener hat ihm in Bezug auf die Angelegenheit, um welche es sich handelt, kein Wort entlocken können.«

»Euer Diener ist ein Dummkopf und Ihr seid ein Mann von Witz, mein lieber Legris. Ich glaube nicht an dergleichen plötzliche Bekehrungen. Kratzt die Haut des Bekehrten ein wenig hinweg und der alte Strauchdieb wird darunter zum Vorschein kommen. Wer getrunken hat, trinkt wieder, sagt das Sprichwort. Seht Ihr selbst zu: Ich rechne auf Eure Freundschaft und es wird Euch gelingen, dessen bin ich gewiss. Doch lassen wir dies. Welche Nachrichten bringt Ihr mir von unserer schönen Freundin, der Schlossherrin von Mercoire?«

»Zu meiner großen Freude ist das Gelübde, welches Fräulein von Barjac getan hat, nicht allgemein bekannt geworden. Ihr erinnert Euch, dass der Pater Bonaventura uns allen Schweigen empfahl, um, wie er sagte, die Zahl der Bewerber zu vermindern. Auf diese Weise wissen nur erst wenige, welch herrlicher Lohn den Sieger des Untiers erwartet, oder

man spricht davon wie von einem unbestimmten Gerücht, welches keinen Glauben verdient. Ich sehe daher nicht viel mehr als drei oder vier Personen.«

»Zu welchen Ihr Euch natürlich auch mitzählt, nicht wahr, Legris?«, fragte der Baron mit ein wenig Ironie. »In der Tat, warum solltet Ihr nicht auch so gut wie ein anderer Herr von Mercoire sein? Euer Vater würde Euch eines jener Ämter kaufen, welche den Adel verleihen und welche man die *Seifenkugeln der Plebejer* nennt. Ihr könntet dann der Stammvater von Edelleuten werden. Nach zwei oder drei Generationen würde man nicht mehr vermuten, dass Ihr der Sohn eines schlichten Advokaten wart. Indessen setzt Euch dies nicht zu sehr in den Kopf, mein armer Legris, denn es werden ganz gewiss furchtbare Konkurrenten und Bewerber auftreten, um Euch die Hand der jungen Dame streitig zu machen.«

»Das ist wahr, Baron, und abgesehen von Euch, der Ihr so viel Aussicht auf Erfolg hättet, versichert man, dass einer unserer Bekannten mit in die Schranken treten wird. Es handelt sich um einen jungen Mann, den wir höchstens für fähig gehalten hätten, den Mond anzuseufzen und sich in moralischen Sprüchen zu ergehen.«

»Ah, Ihr sprecht wohl vom Lamm der hochwürdigen Väter?«, entgegnete Laroche-Boisseau mit Bitterkeit. »Zum Teufel, ich halte ihn auch noch zu etwas anderem fähig. Es fehlt dem jungen Wicht weder an Energie noch an Mut, und wenn er sich vom Gängelband losreißen sollte – also, Monsieur Leonce liebt Fräulein von Barjac auch? Ich hatte es gleich im ersten Augenblick erraten.«

»Man behauptet, dass er in der Abtei Frontenac, wohin er mit seinem Onkel, dem Prior, zurückgekehrt ist, alles von

unterst zu oberst kehrt. Er hat jetzt Hunde und Pferde. Man hat für ihn schöne Waffen von Lüttich und St. Etienne gekauft. Er übt sich fortwährend, um ein Schütze ersten Ranges zu werden. Er hat einen ehemaligen Piqueur von der königlichen Jägerei angenommen, von welchem man Wunderdinge erzählt. Sie durchstreifen miteinander den Wald entweder zu Fuß oder zu Pferde. Die Mönche verweigern ihm nichts und gewähren ihm dienstfertig die Mittel zu seinen Ausgaben. Trotzdem aber zweifle ich sehr, dass Monsieur Leonce jemals seinen Zweck erreichen werde.«

»Wer weiß?«, sagte Laroche-Boisseau mit verdrießlicher Miene, »dazu würde er weiter nichts brauchen als einen Augenblick des Glückes – vielleicht aber wird dieser Augenblick nicht kommen. Wenn dieser neubackene Jäger fähig ist, ins Feld zu rücken, wird die Bestie schon längst erlegt sein. Wir werden dafür sorgen, dafern nicht dieser Wolfsjäger von Paris, der uns alle meistern möchte, nicht schon eher dafür sorgt als wir.«

»Na, Laroche-Boisseau, könnt Ihr denn diesem armen Baron von Enneval nicht verzeihen, der mit solchem Selbstvertrauen und so stolz auf den vom König erhaltenen Auftrag zu uns gekommen ist? Er beginnt dennoch einzusehen, dass die Aufgabe über seine Kräfte geht. Nach zehn furchtbaren Jagden ist er immer noch nicht weiter als am ersten Tag. Das Tier spielt mit ihm Verstecken und er läuft fortwährend hinter ihm her, ohne es jemals zu erreichen. Enneval hat es auch schon satt, und seine Hunde, seine Pferde, seine Diener bitten um Gnade. Er spricht davon, nach Paris zurückzukehren und die Sorge, den Gévaudan von dieser Pest zu säubern, jedem zu überlassen, der Lust dazu hat.«

Laroche-Boisseau ging mit gedankenvoller Miene einige

Male im Zimmer auf und ab.

»Was Ihr mir da mitteilt, Legris«, hob er wieder an, »bestärkt mich in einer Idee, welche mir schon seit der unglücklichen Treibjagd eingefallen ist, die ich im Wald von Mercoire kommandierte. Diese Jagden mit großem Geräusch werden niemals einem so misstrauischen und verschlagenen Tier gegenüber gelingen, wie der fragliche Wolf ist. Solche Jagden beunruhigen ihn und erhalten ihn fortwährend wachsam. Es ist deshalb nötig, dass zwei entschlossene Männer, gute Schützen, die sich einer auf den anderen verlassen können, so wie Ihr und ich zum Beispiel, mit ihren Flinten bewaffnet und von zwei oder drei Dienern, nicht mehr, begleitet, sich aufmachen. Es wäre ganz zwecklos, sich mit einer Meute kläffender, feiger Hunde zu belästigen, welche sofort Reißaus nehmen, wenn das Tier kehrtmacht. Ich würde bloß meinen Spürhund Radineau mitnehmen, um die Fährte verfolgen zu können, und einen tüchtigen, großen Bullenbeißer, den man im geeigneten Augenblick loslassen würde. Der Wolf ist nach allen Berichten, die man über ihn vernommen hat, sehr mutig. Er wird den Kampf gegen eine so kleine Anzahl von Verfolgern nicht verweigern. Er wird tapfer standhalten. Für so furchtbar man ihn auch hält, so könnte man doch Gelegenheit finden, ihm den Garaus zu machen. Ich weiß gerade, wo ich mir einen Hund verschaffen kann, wie ich ihn wünsche. Es gibt einen, der schon einen wackeren Angriff auf die Bestie des Gévaudan gemacht hat. Es ist der Jean Godarts, des Oberhirten von Mercoire. Jean Godart wird mir ihn überlassen, müsste ich auch tausend Francs dafür bezahlen. Auf diese Weise begleitet und ausgerüstet, würde ich mich auf den Weg machen, sobald ich mich wieder kräftig genug dazu fühle, was jetzt nur noch einige

Tage dauern kann. Nun, was sagt Ihr zu meinem Plan, Legris?«

»Er ist vortrefflich und er würde umso mehr Aussicht auf Erfolg haben, als er vollständig verschieden von denen ist, welche bis jetzt gescheitert sind. Also, Baron, Ihr würdet mich an der Ausführung teilnehmen lassen, selbst auf die Gefahr hin, mich, allerdings bloß infolge des reinen Zufalls, den Lohn verdienen zu sehen?«

»Erinnert Euch unseres Vertrages – gleiche Aussichten für Euch wie für mich. Wenn das Schicksal Euch begünstigt, so werde ich der Erste sein, der Euch Glück wünscht, und wenn die Sache zu meinen Gunsten ausschlägt, so müsst Ihr ebenfalls einen Beweis von Resignation zu geben wissen. Ich lasse Euch ebenso freies Spiel wie mir selbst, Legris. Die anspruchsvollste Freundschaft könnte nicht mehr verlangen.«

»Das ist wahr, mein lieber Baron, und ich danke Euch dafür. Diese Expedition zu zweit oder zu dritt gegen ein so furchtbares Tier wird große Gefahren darbieten.«

»Wenn Ihr Euch fürchtet«, sagte Laroche-Boisseau in spöttischem Ton, »so bleibt hinter dem Ofen sitzen. An Gefahren und Beschwerden wird es aller Wahrscheinlichkeit nach allerdings nicht fehlen.«

»Weder die einen noch die anderen würden mich abschrecken, wenn ich gewiss wüsste, was Ihr auch sagen möget, Baron, die Aussichten werden für mich und für Euch weit entfernt sein, jedenfalls gleich zu sein. Ihr seid ein erfahrener Jäger und ich fühle mich in Dingen der Jagd wie in vielen anderen neben Euch ungeheuer klein und unbedeutend. Wäre es daher nicht leicht möglich, dass ich, nachdem ich Eure Anstrengungen und Gefahren geteilt hätte, dennoch keinen Anteil am Lohn bekäme?«

»Das wäre allerdings sehr möglich, mein armer Legris«, antwortete Laroche-Boisseau in einem gutmütigen Ton, hinter welchem sich die Schadenfreude verbarg. »Aber wie lässt sich das weiter ändern? Ich mache mich verbindlich, Euch redlich die Gelegenheit zum Gewinn des ausgesetzten Lohnes zu verschaffen, während ich mich zugleich auch bemühe, ihn selbst zu verdienen. Etwas Weiteres erwartet nicht.«

Legris schien mit den allzu unsicheren Aussichten, welche man ihm beim gemeinschaftlichen Unternehmen ließ, nicht sehr zufrieden zu sein. Er hatte einen vielleicht nur zweifelhaften Glauben an die Großmut seines Freundes. Als sehr guter Rechner dachte er an die Mittel, sich positive Vorteile zu sichern.

Nach einem Augenblick des Nachdenkens wurde er kühn und fragte entschlossen: »Na, Laroche-Boisseau, erklären wir uns offen – liebt Ihr wirklich Fräulein von Barjac, die Euch nicht liebt und es Euch hinreichend bewiesen hat?«

Die Augen des Barons funkelten bei dieser Frage von ungewohntem Glanz.

Da er aber sofort bedachte, welches Interesse er daran hatte, mit seinem Vertrauten schonend umzugehen, so antwortete er mit affektierter Heiterkeit: »Kennt Ihr denn, mein lieber Legris, die Frauen so wenig, dass Ihr glauben könnt, eine solche Tat beweise notwendig Abneigung? Und kennt Ihr auch mich selbst so wenig, dass Ihr glaubt, dieser Messerstich von unserer lebenswürdigen jungen Dame wäre nicht eher geeignet, meine Leidenschaft zu reizen als zu unterdrücken? Doch wozu diese Frage und was wollt Ihr eigentlich damit?«

»Ich meine damit weiter nichts, Baron, als, dass der Augenblick vielleicht gekommen ist, Euch um den Preis meiner

zeitherigen Dienste und der Dienste meines Vaters zu bitten.

Seit mehreren Jahren schöpft Ihr mit vollen Händen aus unserer Börse und gegenwärtig könnte der Verkauf aller Eurer Erbgüter kaum die Hälfte Eurer Schuld abtragen. Dennoch aber hat mein Vater einen ganz leidlichen Begriff vom Wert des Geldes. Wenn es sich um einen andern als um den Freund seines Sohnes handelte, so würde er schon seit langer Zeit die Bezahlung seiner Forderung verlangt haben und Ihr erratet die unvermeidliche Folge seiner Verfolgungen. Andererseits steht Ihr im Begriff, einen Prozess gegen das reichste und mächtigste Kloster der Provinz anhängig zu machen und bedürft bedeutender Vorschüsse. Wohlan, alles kann zum Guten führen, wenn Ihr wirklich Fräulein von Barjac nicht liebt.«

»Wie versteht Ihr das, Maitre Legris?«

»Hört mich an, Baron, und ich beschwöre Euch, nehmt meine Worte nicht übel. Mein Vater hat, gleichviel auf welche Weise, ein großes Vermögen erworben. Nach dem Beispiel vieler anderer reich gewordenen Bürger hat er den Ehrgeiz, seine Familie adeln lassen zu wollen, um seinen einzigen Sohn Edelmann werden zu sehen. Vielleicht wird er mir in der Tat eines jener Ämter kaufen, von welchen Ihr soeben sprach und die Ihr verächtlich *Seifenkugeln von Plebejern* nennt, obwohl Ihr ebenso gut wie ich wisst, dass mehrere nun sehr angesehene Familien auf diese Weise angefangen haben. Nichtsdestoweniger konnten unsere Pläne doch nur eine langsame und unsichere Verwirklichung finden, als plötzlich das seltsame Gelübde der reichen Erbin von Mercoire dieselben modifiziert hat. Mein Vater hat gleich beim ersten Wort, welches ich ihm von diesem Ereignis gesagt, Feuer gefangen. Er sieht hierin ein sicheres und schnelles

Mittel, zum Ziel unserer Wünsche zu gelangen und würde die größten Opfer, selbst das seines ganzen Vermögens, welches ungeheuer ist, bringen, um mich Fräulein von Barjac heiraten zu sehen.«

»Nun gut, mein lieber Legris, so versucht doch die Bestie des Gévaudan zu erlegen und Fräulein von Barjac ist Euer!«

»Aber dieses Unternehmen kann mir nur mit Eurem Beistand gelingen und Eure Gegnerschaft lässt mir sehr wenig Hoffnung übrig. Deshalb beschwor ich Euch eben, mir zu sagen, ob Ihr die schöne Schlossherrin wirklich liebt.«

»Vielleicht ja, vielleicht nein. Noch einmal, was kommt Euch darauf an, Legris?«

»Nein, Ihr liebt sie nicht. Ihr könnt nicht ein Mädchen lieben, welches Euch auf so grausame Weise begegnet ist, welches Euer Leben in Gefahr gebracht hat. Sie muss Euch verachten, Ihr müsst sie hassen, jede Gemeinschaft ist zwischen Euch unmöglich. Wenn Ihr ihre Hand mit so viel Eifersucht, so liegt der Grund ohne Zweifel darin, dass Ihr einer der drei folgenden Rücksichten weicht: Entweder wollt Ihr Euch an ihr für ihre frühere Verachtung und Gewalttätigkeit rächen oder Ihr hofft die Pläne der Mönche zu durchkreuzen oder Ihr habt keinen anderen Zweck, als Euren Vermögensumständen dadurch wieder aufzuhelfen, dass Ihr Herr von Mercoire werdet. Antwortet mir mit Eurer gewöhnlichen Aufrichtigkeit, Laroche-Boisseau - habe ich nicht richtig geraten?«

»Es liegt in Euren Voraussetzungen vielleicht etwas Wahres«, entgegnete der Baron lakonisch.

»Ich kann daher«, hob Legris mit außerordentlicher Lebhaftigkeit wieder an, »Euch offen um gewisse Opfer bitten. Allem Anschein nach werdet Ihr in den Besitz der Domänen

von Varinas gelangen, die noch weit umfangreicher sind als die von Mercoire. Um aber diese reiche Beute den habgierigen Mönchen zu entreißen, welche dieselben seit so vielen Jahren besitzen, bedürft Ihr neuer Summen. Diese Summen nun ist mein Vater abermals geneigt, Euch vorzuschießen. Ferner würdet Ihr in dem Fall, dass Euer Prozess keinen glücklichen Ausgang hätte, ihn in Bezug auf die alten Schulden sehr kulant finden. Er würde vielleicht sogar so weit gehen, Euch Eure Besitzdokumente wieder zurückzugeben. Mit einem Wort, man würde Euch in allen Beziehungen vollkommen und vollständig zufriedenstellen.«

»Und was würdet Ihr dagegen von mir verlangen, mein lieber Legris?«

»Eine Kleinigkeit. Wenn die Bestie des Gévaudan unter der Kugel eines von uns beiden fiele, so wäre allemal ich derjenige, welcher die Ehre und den Vorteil dieser kühnen Tat hätte.«

»Wunderschön, und wenn, denn man muss alle Fälle ins Auge fassen, wenn wir sie nun aber beide nicht erlegten?«

»Dann würden wir Eure großmütigen Absichten als gute Dienste in Anschlag bringen. Ihr werdet aber alles aufbieten, um dieses Unternehmen zu einem guten Ende zu führen. Es wird Euch gelingen. Es würde Euch zu viel Ärger bereiten, diesen Leonce oder jeden anderen Abenteurer die Hand und die Güter des Fräuleins von Barjac wegschnappen zu sehen. Ja, es wird uns gelingen. Ihr werdet Euer Erbgut Laroche-Boisseau und die Domänen von Varinas haben und ich werde Mercoire und diese launenhafte junge Dame bekommen, welche Euch verabscheut. Wohlan, Baron, antwortet mir, ist der Handel geschlossen?«

Laroche-Boisseau hatte während seines abenteuerlichen

und schwelgerischen Lebens schon lange jene Blüte des Zartgefühls und jenes Bewusstsein von persönlicher Würde verloren, welches damals den gesunden Teil des Adels charakterisierte. Dennoch aber, sei es, dass er in der Tat Christine liebte, sei es, dass er durch die Insolenz dieses Emporkömmlings empört ward, der ihm so zynischer Weise eine Teilung vorschlug. Kurz, er richtete sich plötzlich mit drohender Miene empor.

Vielleicht stand er im Begriff loszubrechen, als plötzlich die Tür des Zimmers sich ein wenig öffnete und eine Magd meldete, dass der *Mann von Mercoire* soeben angekommen sei und im unteren Zimmer warte.

Diese Nachricht beschwichtigte Laroche-Boisseau auf der Stelle. Seinen Zorn unterdrückend, hob er mit anscheinendem Wohlwollen wieder an: »Schon gut, schon gut, wir werden auf all dies wieder zurückkommen. Wir wollen uns noch nicht beeilen, das Fell des Bären zu verkaufen. Das Notwendigste, mein lieber Legris, ist, mit Fargeot zu sprechen, sein Geheimnis zu entdecken und davon guten Nutzen zu ziehen. So lange wir uns nicht über diesen Punkt Aufklärung verschafft haben, müssen wir jeden definitiven Entschluss vertagen.«

Legris fürchtete den Stolz des Edelmannes verletzt zu haben. Diese Sanftheit überraschte ihn daher ebenso sehr, wie sie ihn entzückte. Er erhob sich rasch.

»Ihr habt recht«, hob er wieder an. »Ich werde diesen alten Schurken vornehmen, und so schlau und schüchtern er auch sein mag, so werde ich ihn schon zur Raison zu bringen wissen. Noch viel sicherer würde ich aber des Gelingens sein, Baron, wenn Ihr mir versprechen wolltet ...«

»Was kann ich denn versprechen, ehe ich einen bestimm-

ten Anhalt in Bezug auf die Domäne Varinas habe. Bringt mir gute Nachrichten und wir werden uns endlich verständigen. Also, ans Werk, mein lieber Legris. Es gilt Eure Sporen zu verdienen! Fargeot ist, wie es scheint, nicht leicht zu lenken, aber dann ist Euer Verdienst, wenn Ihr ihn besiegt, nur u so größer. Ich hätte dieses Geschäft auch selbst übernehmen können«, fuhr Laroche-Boisseau fort, »aber für Euch passt es besser als für mich. Es gibt Dinge, die ich einmal nicht tun kann, wie notwendig sie auch sein mögen.«

Legris tat, als ob er die kaum verhehlte Verachtung seines Gönners gegen die Mission, welche man ihm anvertraute, nicht bemerkte. Laroche-Boisseau öffnete den Schubkasten, in welchem er das von seinen Spielgewinnen herrührende Gold verschlossen hatte.

»Nehmt«, sagte er, »und gefährdet nicht mit Eurer gewöhnlichen Knauserie das Ergebnis der Unterhandlung. Gebt Fargeot, was er verlangt; müsstet Ihr auch mein letztes Goldstück daran wenden. Man muss ihn blenden; verspricht, als ob alle Schätze Perus zu eurer Verfügung stünden. Habt Ihr mich verstanden?«

»Ja, ja«, entgegnete Legris, indem er in den Kasten griff, »aber ich zweifle nicht, zum Ziele zu kommen, auch ohne auf diese Weise das Geld zum Fenster hinauszuwerfen.

Bis auf neue Order werdet Ihr dessen nicht zu viel haben, mein lieber Baron. Wohlan, ich verlasse Euch, aber ich werde bald wiederkommen, um Euch meinen Sieg zu verkünden.« Er machte eine ermutigende Gebärde und verließ das Zimmer.

Sobald der Baron nicht mehr das Geräusch seiner Tritte hörte, ließ er den nur mit Mühe unterdrückten Gefühlen freien Lauf.

»Der Freche! Der Dummkopf! Der Unverschämte!«, murmelte er, »mir einen solchen Antrag zu machen – mir! Er will Fräulein von Barjac heiraten, er, der Sohn eines alten Pfenningfuchlers, dieser Bürgerlummel, dieser gemeine, elende, habsüchtige Feigling! Ich weiß nicht, was mich abgehalten hat, loszubrechen und es ihm zu sagen. Doch die Umstände sind außerordentlich ernst und ich muss sorgfältig und schonend mit ihm umgehen, nämlich so lange, wie ich seiner bedürfen werde.«

Kapitel II

DER HANDEL

Fargeot hatte seit dem tragischen Tod seiner Tochter das Haus im Wald verlassen und seine Funktionen als Oberforsthüter von Mercoire niedergelegt, Funktionen, deren er sich übrigens sehr schlecht entledigt hatte. Die öffentliche Meinung beschuldigte ihn, die erste Ursache des unheilvollen Ereignisses gewesen zu sein. Trotz seiner anscheinenden Reue nahm man sich nicht die Mühe, ihm den Abscheu zu verhehlen, welchen er einflößte.

Sei es nun, dass Fräulein von Barjac auf die letzten Bitten Marions Rücksicht nahm, sei es, dass ein geheimnisvoller Einfluss sich zugunsten des ehemaligen Oberforsthüters geltend machte, war er nicht auf schimpfliche Weise verabschiedet worden, wie sein unwürdiges Verhalten zu verdienen geschienen. Weit entfernt hiervon hatte man ihm ein Asyl auf dem Schloss gegeben. Er übte eine Art Oberaufsicht über die anderen Dienstleute aus und war mit einigen ande-

ren nicht sehr anstrengenden Arbeiten beschäftigt.

Sein Leben wäre daher in seiner neuen Stellung ein sehr angenehmes gewesen, wenn nicht die Vernachlässigung, die man ihm bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, und vielleicht geheime Selbstvorwürfe sein Gemüt beunruhigt hätten.

Selbst in physischer Beziehung war mit Fargeot eine vollständige Veränderung vorgegangen. Seine sonst so dunkelrote Gesichtsfarbe war verschwunden, seine umfangreiche Korpulenz hatte bedeutend abgenommen, seine Wangen hingen schlaff herab und seine Augen waren trübe und erloschen. Anstatt seiner schönen Forsthüteruniform trug er jetzt eine Art grauer Livree, die um seinen abgemagerten Körper herumschlotterte. Alles an ihm verriet Demütigung, Niedergeschlagenheit und Selbstverachtung.

Dann aber bedurfte es nicht langer Beobachtungen, um zu erkennen, dass der Kummer diesen Menschen nicht besser gemacht hatte. Sein Temperament schien sogar noch bitterer und störriger geworden zu sein und sein Hass gegen die anderen vermehrte sich durch seine Verachtung und seinen Hass gegen sich selbst.

Als Legris in die Küche trat, erhob sich Fargeot, der in der Kaminecke saß, und grüßte mit düsterer Miene. Der Bürgersohn nahm ihm gegenüber jenen vertraulichen, gönnerhaften Ton an, welchen er von seinem Freund Laroche-Boisseau, gelernt hatte.

»Guten Morgen, guten Morgen, Meister Fargeot«, sagte er freundlich, »ich freue mich, Euch zu sehen. Doch gehen wir in das kleine Zimmer, dort können wir ungestörter plaudern. Und Madame Richard wird so gut sein, uns zwei Flaschen von ihrem besten Wein zu bringen, nicht wahr, Ma-

dame Richard?«

Die Wirtin war sehr überrascht. Ebenso stolz gegen Untergebene als kriechend und dienstfertig gegen Edelleute war Legris sonst durchaus nicht gewohnt, Leute von Fargeots Stand auf diese Weise zu traktieren.

Der Freund des Barons aber schien die durch diese Abweichung von seinem gewöhnlichen Stolz hervorgebrachte Wirkung nicht zu bemerken. Er trat in das Nebengemach und Fargeot folgte ihm mechanisch. Es dauerte nicht lange, so saßen beide vor einem Tisch, auf welchem die verlangten Flaschen standen. Legris begann den Boten mit Fragen nach allen Bewohnern von Mercoire zu überhäufen, für welche er eine außerordentliche Zuneigung hegte.

Man antwortete ihm in lakonischem, kaltem Ton und schien sich auf der Defensive zu halten.

Dieser ihn erbitternden Zurückhaltung müde, ergriff er eine der Flaschen und füllte die Gläser mit einer goldenen Flüssigkeit, welche im ganzen Zimmer einen köstlichen Wohlgeruch verbreitete.

»Wohlan, Vater Fargeot«, sagte er in gewinnendem Ton, »Ihr müsst von Eurem frühen Ritt ermüdet sein. Ihr werdet Euch daher, hoffe ich, nicht weigern, mir Bescheid zu tun.«

»Ich danke, Monsieur, ich habe mir vorgenommen, keinen Wein mehr zu trinken.«

»Na, so ein Vorsatz mag gut sein, was den schlechten Wein der Dorfwirtshäuser betrifft. Dieser aber ist Saint-Peray und der Saint-Peray der Madame Richard ist in der ganzen Provinz berühmt. Kostet ihn, sage ich; einmal ist noch keine Gewohnheit, zum Teufel!«

Fargeot wendete das Gesicht hinweg und wiederholte seine Weigerung.

»Wie Ihr wollt«, sagte Legris. Er setzte sein Glas an die Lippen und schien den kostbaren Nektar mit innigem Behagen zu schlürfen.

Der ehemalige Trunkenbold blieb unerschütterlich.

Die Unterhaltung dauerte fort, indem der eine nicht müde wurde, zu fragen, während der andere kurz und einsilbig antwortete.

Legris erfuhr auf diese Weise, dass Fräulein von Barjac, ihren guten Vorsätzen treu, seit der letzten Jagd im Wald von Mercoire noch kein einziges Mal wieder ihr Amazonenkostüm angelegt hatte, dass sie nicht mehr zu Pferde stiege, dass sie nicht anders ausginge, als in Begleitung des Chevalier von Magnac und mehrerer Dienstleute, dass sie sehr einsam lebe, dass sie traurig und niedergeschlagen zu sein schiene, usw.

Trotz dieser interessanten Einzelheiten war Legris in Bezug auf den Zweck des erhaltenen Auftrages immer noch nicht weitergekommen. Er suchte daher ein Mittel, die eigentliche Frage geschickt aufs Tapet zu bringen, aber, mochte es nun Zufall oder Berechnung sein, Fargeot gewährte ihm nicht die gewünschte Gelegenheit und die Zeit verging, ohne irgendein Resultat herbeizuführen.

Man muss ihm seine Lektion gut eingeprägt haben, dachte Legris, oder er hat sich wirklich bekehrt. Ich will des Teufels sein, wenn ich weiß, wie ich diesen alten Tölpel fassen soll.

Fargeot, der ohne Zweifel dieses zwecklosen Geschwätzes überdrüssig war, erhob sich endlich.

»Ich habe alles beantwortet, was Ihr mich gefragt habt, Monsieur Legris«, hob er wieder an. »Ihr werdet mir daher nun erlauben, mich ebenfalls einer Botschaft zu entledigen. Soll ich meiner Herrschaft melden, dass Herr von Laroche-

Boisseau noch immer auf dem guten Weg der Genesung ist?«

»Ihr könnt sogar melden, dass er vollkommen wiederhergestellt ist. Mein edler Freund spricht schon davon, wieder zu Pferde zu steigen.«

»Das wird Herrn von Magnac sehr freuen, denn es liegt ihm sehr viel daran, den Herrn Baron von seiner Wunde vollständig wiederhergestellt zu wissen.«

»Und warum denn, Fargeot?«

»Das weiß ich nicht. Und auch Ihr, Monsieur Legris, seid frisch und munter. Eure Pflege kann für den Herrn Baron nicht mehr notwendig sein, da Ihr, wie man sagt, unaufhörlich in der Umgegend herumreiset.«

»Wie«, fragte Legris mit etwas unbehaglicher Miene, »ist es wahr, dass der Chevalier sich auch nach mir erkundigt?«

»Das wollte ich meinen! Er beschäftigt sich mit Euch ebenso sehr wie mit Herrn von Laroche-Boisseau selbst und erkundigt sich nach den kleinsten Einzelheiten in Bezug auf den einen wie auf den anderen.«

»Das ist zu viel Ehre. Ich muss Euch sagen, mein lieber Fargeot, dass der Baron sich nicht genug schont, und dass seine Kräfte sehr langsam zurückkehren. Ich muss immer da sein, um fortwährend über ihn zu wachen, um ihn abzuhalten, Unklugheiten zu begehen. Beeilt Euch daher nicht allzu sehr, diesem vortrefflichen Chevalier günstige Nachrichten mitzuteilen. Allerdings hoffe ich, dass Laroche-Boisseau in etwa vierzehn Tagen sich auf den Füßen wird halten können und dass ich selbst in Bezug auf ihn aller Sorge überhoben sein werde.«

Legris rechnete darauf, dass vor Ablauf dieser Frist sein Freund und er Langogne und die Nachbarschaft von Mer-

coire verlassen haben würden.

»Es ist gut«, entgegnete Fargeot, »ich werde mich meines Auftrages gewissenhaft entledigen.«

Er wollte das Zimmer verlassen.

Legris, der einen Augenblick lang durch das ein wenig zu lebhaftes Interesse, welches der Chevalier von Magnac an ihm nahm, aus der Fassung gebracht worden war, wurde sofort wieder zum Bewusstsein der gegenwärtigen Situation geweckt.

»Noch einen Augenblick, mein wackerer Freund«, hob er in gewinnendem Ton wieder an. »Ich bemerke an Euch einen geheimen Kummer, der mir Mitleid einflößt. Ich kenne Euer Unglück, und obwohl wir verschiedenen Ständen angehören ...« Er legte auf diese letzteren Worte besonderen Nachdruck. »... so möchte ich Euch doch einige Tröstungen gewähren. Also, Vater Fargeot, woher kommt es, dass Ihr so verändert seid? Fühlt Ihr Euch vielleicht in Mercoire nicht glücklich? Nimmt man vielleicht auf Euer Unglück nicht die Rücksichten, die es verdient?«

Diese freundschaftliche Sprache war geeignet, einen lebhaften Eindruck auf Fargeot hervorzubringen, welcher, fortwährend düster und niedergedrückt und von Gewissensbissen gemartert, nicht gewohnt war, Worte der Teilnahme an sich richten zu hören. Dennoch aber antwortete er in bitterem Ton: »Rücksichten, Monsieur! Und welche Rücksichten wollt Ihr, dass man gegen mich habe? Jedermann klagt mich dort an und verachtet mich. Man hat mich allerdings in das Schloss aufgenommen, aber bloß aus Mitleid und vielleicht meiner armen Tochter zuliebe. Man liebt mich nicht. Ich könnte hinter dem Zaun krepieren wie ein Hund und niemand würde mich beklagen. Aber«, fuhr er in wildem Ton

fort, »habe ich nicht dies alles und vielleicht noch etwas weit Schlimmeres verdient?«

»Aber warum denn? Ist es denn Eure Schuld, wenn das arme Kind sich in den Kopf gesetzt hatte, Euch trotz Grand-Pierres Abreden im Wald aufzusuchen? Habt Ihr etwas gesagt oder getan, was sie zu diesem unklugen Schritt getrieben hätte? Es ist dies weiter nichts als ein beklagenswerter Unfall, den es ungerecht und abgeschmackt wäre, Euch beizumessen.«

»Glaubt Ihr das wirklich, Monsieur? Ist dies wirklich Eure Meinung?«, hob Fargeot wieder an, indem er sich mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Freude emporrichtete. Ich habe mir dies auch schon gesagt, aber die anderen und besonders der Pfarrer von Mercoire behaupten im Gegenteile ...«

»Setzt Euch nieder und lasst uns plaudern wie gute Freunde. Die, welche Euch zu quälen suchen, haben vielleicht ihre Gründe, dies zu tun. Leute ohne Leidenschaft aber, wie ich oder mein würdiger Gönner Laroche-Boisseau, können Euch nur beklagen. Der einzige Strafbare ist jenes verwünschte Tier, welches wir, sobald der Baron vollends wieder hergestellt sein wird, auf das Unermüdlichste verfolgen und bekämpfen werden.«

»O, erlaubt mir, Euch dabei zu helfen ... ich werde Euch helfen!«, rief Fargeot eifrig. »Ich kann Euch die Mittel liefern, dieses nichtswürdige Tier zu ertappen. Also«, fuhr er in verändertem Ton fort, »der Herr Baron findet auch, dass ich mir bei dem furchtbaren Ereignis, welches mich ... meiner armen Tochter beraubt hat, nichts vorzuwerfen habe?«

»Man müsste sehr dumm oder sehr schlecht sein, um das Gegenteil zu denken, aber ich sage Euch nochmals, man hat

sich befließigt, Euch dergleichen Ideen einzuflößen, um irgendwelchen Nutzen davon zu ziehen. Was sagtet Ihr denn von dem Pfarrer von Mercoire, welcher Euer Gewissen durch unverdiente Vorwürfe zu beunruhigen versucht hat?«

»Ach, Ihr habt recht, Monsieur«, sagte der ehemalige Forsthüter mit feindseligem Ausdruck, »dieser Priester erwartete etwas von mir und ich habe jetzt die Gewissheit, dass er auf Anstiften der Mönche von Frontenac so handelte. Obwohl ich aber vor Schmerz halb wahnsinnig war, so habe ich mich doch ebenso schlaue gezeigt wie er, und er hat nicht erlangt, was er begehrte.«

»Und was begehrte er denn, mein lieber Fargeot?«

»Nichts, nichts, Monsieur.«

Legris begriff, dass er sich nicht übereilen dürfe und er sein Ziel erreichen würde, wenn er mit verdoppelter Gewandtheit und Geduld zu Werke ginge.

»Aus allem diesen schließe ich, Fargeot«, hob er in sanftem Ton wieder an, »dass man Euch dort in Mercoire nicht gut behandelt. Ich würde Euch raten, das Schloss ohne Verzug zu verlassen. Meiner Treu, man würde Euch ja zuletzt den Kopf noch ganz verdrehen. Ihr seid schon nicht mehr zu erkennen. Ihr, früher ein so flotter, lebenslustiger Kumpan, Ihr lebet wie ein Wolf, Ihr lacht nicht mehr, Ihr sprecht nicht mehr. Euer Gesicht ist totenblass und Eure Wangen sind hohl. Ich frage Euch, Fargeot, seid Ihr ein Mann? So sucht Euch doch ein wenig aufzuheitern, morbleu! Kommt«, setzte er hinzu, indem er die Gläser wieder füllte. »Ich will eine Gesundheit ausbringen, die Ihr Euch nicht weigern werdet, mitzutrinken: Auf das Wohl Eurer liebenswürdigen Herrin, des edlen Fräuleins von Barjac, und auf den Untergang der Intriganten, von welchen sie umgeben ist!« Gleichzeitig

reichte er das volle Glas dem ehemaligen Forsthüter, der es ergriff.

»Eine solche Gesundheit kann ich nicht zurückweisen«, entgegnete er. »Fräulein von Barjac hatte sehr gute Absichten mit meiner unglücklichen Tochter, und obwohl sie mich nicht liebt ...«

»Sie würde Euch bedauern, Fargeot, wenn sie nicht fortwährend von den Kreaturen der Mönche von Frontenac umlagert wäre, welche Gott oder der Teufel vernichten möge!«

»Dazu sage ich Amen von ganzem Herzen!«, entgegnete Fargeot.

Und er leerte sein Glas.

Von diesem Augenblick an war es, als wenn Marions Vater ein anderer Mensch würde. Die hinterlistige Gewandtheit des Versuchers hatte endlich über seine Gewissensbisse triumphiert. Zwischen dem Guten und dem Bösen schwankend, verfiel Fargeot wieder in das Letztere.

Ein leise, aber sehr lebhaft geführtes Gespräch entspann sich nun zwischen den neuen Freunden. Fargeot, der seiner Schweigsamkeit entsagte, schien seinen früheren Instinkt der Schlaueit wiedergefunden zu haben. Wenn aber gewisse Anträge ihn unangenehm berührten und sein Bedenken erweckten, so entwickelte Legris allemal doppelte Beredsamkeit und er konnte nicht widerstehen.

Übrigens folgte nun ein Glas aufs andere. Fargeot tat sich, nachdem er einmal das erste geleert hatte, keinen Einhalt weiter und suchte in der vortrefflichen Beschaffenheit des Weines eine Entschädigung für seine lange Enthaltbarkeit von jedem geistigen Getränk.

Als die zwei Flaschen Saint-Peray leer waren, verlangte man andere, dann noch andere. Der freigebige Spender ging

mit gutem Beispiel voran und schonte sich selbst nicht, so dass er am Ende der Sitzung fast ebenso erhitzt war wie sein Gast.

Das Resultat dieser Unterredung lässt sich leicht erraten. Allmählich herrschte vollständige Eintracht zwischen den beiden Trinkern. Das Gold, welches die Tasche des einen füllte, ging in verschiedenen Quantitäten in die des anderen über. Es dauerte nicht lange, so nahm Fargeot seinerseits eine schmierige Briefftasche aus seiner Jacke und aus der Briefftasche ein Papier, welches er Legris überreichte.

Dieser gab, nachdem er einen Blick auf diese Schrift geworfen hatte, eine außerordentliche Freude kund.

Taumelnd erhob sich Fargeot endlich.

»Na, das ist gut. Nun sind wir wieder flott!«, rief er.

»Ich will nicht mehr traurig sein, morbleu! Ich will mir wieder gute Zeit machen. Kummer und Herzeleid müsste ja zuletzt selbst eine Katze umbringen – tausend Donnerwetter! Wohl an, Monsieur Legris, die Sache ist abgemacht. Ich kehre nach Mercoire zurück, um dort meine Entlassung zu nehmen. Dann trete ich in den Dienst des Herrn Barons, und wir suchen zusammen meinen ehemaligen Knecht Jeannot auf, dessen Zeugnis in dieser Sache so wichtig ist. Ich mache mich anheischig, ihm trotz seiner Verrücktheit die Zunge zu lösen. Übrigens wird er uns auch ohne Zweifel jene verwünschte Bestie des Gévaudan auffinden helfen, welche meine ... doch, ich wollte ja nicht mehr daran denken. Nur noch ein Wort, Legris. Wisst Ihr auch ganz gewiss, dass der Herr Baron mit all diesem einverstanden sein wird?«

»Er wird alle meine Versprechungen halten, Vater Fargeot, dafür stehe ich Euch, und, wenn ich es gestehen muss, ich handle in seinem Namen und Auftrag. Es ist sein Gold, wel-

ches jetzt in Euren Taschen klirrt. Geht daher und beeilt Euch wiederzukommen. Jetzt nur noch ein letztes Glas auf die Gesundheit Eures neuen Herrn, des Barons von Laroche-Boisseau.«

»Ja, ja, auf die Gesundheit des Herrn Barons!«, rief Fargeot, indem er entschlossen sein Glas leerte. »Und möge er alle diese Bösewichter von Mönchen entlarven, mit Einschluss jenes Heuchlers von Prior, der mir auf so stolze und übermütige Weise begegnet ist. Ha! Ha! Nun wird man wissen, an welchem Holz ich mich wärme! Und die anderen da drüben in Mercoire, wie will ich sie in ihre Schranken zurückwerfen! Dieser alte, hochmütige Chevalier mit seinem Nussknackergesicht, diese alte Betschwester Magloire und diese Taugenichtse von Lakaien, wie sollen sie vor Neid bersten, wenn sie mein Gold sehen! Ich kann es kaum erwarten, das zu sehen ... ich will fort ... ich gehe!«

Beide Zecher waren aufgestanden. Fargeot warf sich in Legris' Arme, welcher, selbst nicht mehr fest auf den Beinen, beinahe von der Wucht dieses Anpralles über den Haufen geworfen worden wäre.

»Ha, Legris«, rief er in gerührtem Ton, während er zugleich nach Art mancher Betrunkenen in Tränen ausbrach, »Ihr seid mein Wohltäter, mein Kamerad, mein bester Freund! Ich war ein blinder, unglücklicher Dummkopf. Du hast mir die Augen und den Verstand geöffnet. Du hast mein Herz wieder mit Freude erfüllt. Von nun an sind wir Freunde auf Leben und Tod. Wir müssen uns jetzt trennen, aber morgen komme ich wieder, und dann werden wir einander nicht mehr verlassen. Was für herrliche Partien wollen wir mit einander machen! Komm, komm, begleite mich. Du musst mich zu Pferde steigen sehen. Seine Freunde darf

man nicht mehr verlassen, mein guter Legris.«

Während er so sprach, hatte er seinen Arm unter den seines Zechgenossen gesteckt, und zog diesen mit sich fort zur Tür.

So schritten sie durch das niedrige Vorzimmer der Herberge, in welchem sich die Witwe Richard und ihre Dienstleute befanden. Legris war, wie wir wissen, außerordentlich elegant gekleidet. Nach seinem goldbetressten Hut, seinem seidenen Rock, seinen Spitzen und Schulterknoten hätte man ihn für einen echten Edelmann halten sollen. Fargeot dagegen mit seiner plumpen Haltung, seinem plebejischen Gesicht und seinem unscheinbaren Kostüm sah wie das Musterbild des gemeinsten Säufers aus. Obwohl daher beide ihre Kleidung ein wenig in Unordnung hatten geraten lassen und die Gesichter beider eines ebenso glühte wie das andere, so flöste doch diese Kameradschaft der schönen Wirtin und ihren Mägden den lebhaftesten Widerwillen ein.

Ohne sich um dieses stumme Missfallen zu kümmern, erreichten die beiden den Hof der Herberge, wo Fargeot das alte, engbrüstige Pferd wiederfand, welches ihn hierher getragen hatte.

Man hörte sie noch einige freundschaftliche Worte und Empfehlungen wechseln, dann schwang sich der ehemalige Forsthüter mit Mühe auf seinen Gaul und ritt fort, indem er sein Lieblingsliedchen sang:

*Der Bruder trank wie vier,
Der Prior aber wie zehn.*

Eine Minute später trat Legris taumelnd in das Zimmer des Barons, um diesem über das Ergebnis seiner Mission Bericht zu erstatten.

Der Baron, der eben mit seinem Frühstück fertig war, run-

zelte anfangs die Stirn, als er den Zustand sah, in welchem sein Vertrauter sich befand. Als aber Legris ihm die näheren Umstände seiner Unterredung mit Fargeot erzählt und ganz besonders, als er ihm das wichtige Papier gezeigt hatte, welches der Forsthüter sich bis auf diesen Tag geweigert hatte, auszuhändigen, da konnte Laroche-Boisseau seine Freude nicht mäßigen.

»Diesmal habe ich sie!«, rief er ungestüm. »Nun habe ich das Mittel in den Händen, diesen unverschämten Mönchen auf immer den Mund zu stopfen. Eine Anklage auf Mord – Welch ein Glück! Schon die Drohung, diese Gräueltaten zu veröffentlichen, wird hinreichen, sie zu bestimmen, mir die Domänen Varinas wieder herauszugeben! Und welche schöne Rolle werde ich spielen! Es wird aussehen, als versuchte ich, bloß meinen ermordeten jungen Vetter zu rächen. Mein Hass und mein Zorn gegen diese Leute könnten sich gar nichts Besseres wünschen. Göttlich manövriert, Meister Legris! Ihr habt Euch im Kampf nicht geschont, wie es scheint. Eine solche Bravour entwaffnet mich und Ihr sollt Euren Anteil am Sieg haben, ich verspreche es Euch. Jetzt möge der dicke Fargeot uns noch Gelegenheit geben, die Bestie des Gévaudan zu erlegen, und die schöne Schlossherrin soll mit allen ihren Reichtümern Euer sein. Ihr seht, dass ich mit dem Lohn für Eure Dienste nicht karg bin.«

Vielleicht lag in diesem Versprechen des Barons etwas Ironisches. Legris aber, dessen sonstiger Scharfsinn in diesem Augenblick abgestumpft war, bemerkte dies nicht.

»Wohlan, Laroche-Boisseau«, rief er mit Wärme, »endlich erkenne ich Eure gewohnte Generosität. Bald werdet Ihr den Gipfelpunkt Eurer Wünsche erreicht haben – das sage ich Euch voraus. Vertraut diese Angelegenheit meinem Alten

an. Ihr werdet sehen, was er daraus zu machen weiß. Der Erfolg ist gewiss und mein Vater wird alle Vorteile herauszupressen wissen – dafür büрге ich Euch. Sagte ich Euch nicht, Baron, dass es mir gelingen würde! Und seht nur, wie gut ich mit Eurem Geld hauszuhalten weiß. Hier sind noch zehn Louisdor, um die ich die Habgier unseres Mannes zu betrügen gewusst habe.«

Gleichzeitig bot er in seiner zitternden Hand die erwähnten Goldstücke dar. Laroche-Boisseau wendete das Gesicht ab.

»Ich mag sie nicht«, entgegnete er verächtlich. »Ihr werdet dieses Geld Fargeot zustellen. Es gehört ihm.«

»Ihr wollt es nicht?«, hob Legris wieder an, »dennoch gibt es Tage, wo Ihr dessen nicht zu viel habt, Baron, und Ihr werdet Euch freuen, es im Notfall wiederzufinden.

Ich hebe es also für Euch auf. Man muss nicht so verschwenderisch sein. Ach, mein lieber Laroche-Boisseau«, fuhr er fort, indem er plötzlich den Ton wechselte und sich in einen Sessel warf. »Ihr könnt nicht begreifen, welche Opfer die Freundschaft auflegt. Würdet Ihr wohl glauben, dass ich mich so weit erniedrigt habe, in Gesellschaft dieses gemeinen Kerls zu trinken und ihn wie einen Freund zu behandeln! Und das habe ich getan vor der Richard und ihren Mägden, welche sich darüber nicht schlecht zu mokieren schienen. Kann man sich wirklich so weit vergessen?«

Da die Reaktion andauerte, so brach er endlich in Tränen aus.

»Durch Erniedrigung erhebt man sich zuweilen«, sagte der Baron. »Wenn Ihr Schlossherr von Mercoire seid, werdet Ihr Fargeot schon wieder zur Raison zu bringen wissen.«

Kapitel III

DAS KLOSTER

Die Abtei Frontenac stand, wie wir bereits erwähnt haben, in einiger Entfernung von der kleinen Stadt Florac in einer jener malerischen gesunden, vorteilhaften Umgebungen, welche die Mönche so gut zu erkennen wussten, wenn sie den Ort ihres Wohnsitzes wählten. Sie lag in einem pflanzenreichen Tal und ihr Klima hatte nicht die unwirtliche Rauheit des nördlichen Teils der Provinz. Obstbäume, der Weinstock, der im Oberland nur dem Namen nach bekannte Maulbeerbaum gediehen um das Kloster herum mit den Getreidearten, welche dem Menschen, und den Futterpflanzen, welche den Tieren zur Nahrung dienen.

Das Tal Frontenac gehörte schon zu jener gesegneten Region, welche man das südliche Frankreich nennt. Es war schon der Süden mit seinem blauen Himmel, seiner reinen Sonne und seinen glühenden Scirocowinden. Allerdings sendeten ihm die langen Bergketten, welche sich wie azurne Schranken am Horizont hinzogen, dann und wann auch ihre Gewitterwolken, ihre verheerenden Ströme, ihre Schneestürme, aber die Natur besaß auf diesem bevorzugten Ort so viel Macht und Fruchtbarkeit, dass diese Missstände keine sichtbaren Folgen zurückließen und jedes Jahr zuletzt seinen Beitrag an Fülle und Überfluss lieferte.

Die Gründung des in diesem Tal errichteten Klosters gehörte, wie wir wissen, einer längst vergangenen Zeit an und mehrere seiner Häupter hatten in der Geschichte der Provinzen der Sprache von Oc eine wichtige Rolle gespielt. Die Mönche dieses Klosters waren gelehrte Kompilatoren, unter

dem Namen von Bollandisten berühmt, Benediktiner, die sich historischen und literarischen Arbeiten widmeten. Eine ziemliche Zahl der staubigen Foliobände, welche noch heute auf den Brettgestellen unserer öffentlichen Bibliotheken stehen, sind in den Zellen von Frontenac geschrieben.

Die Höhe und der Umfang der Gebäude geben ebenfalls Zeugnis von der Wichtigkeit dieser berühmten Abtei. Man fand hier die Architektur aller Epochen, von der gotischen Bauart des 12. und 13. Jahrhunderts an bis zu den glatten Flächen und den geraden Winkeln der neueren Zeit.

Hier und da erinnerten verfallene Giebel und durch Feuersbrunst verkalkte Steine an die Revolutionen und Unglücksfälle, welche dieses geheiligte Haus erfahren hatte, die Gesamtheit der Bauwerke aber, welche mehre Höfe umschlossen, bot einen majestätischen Anblick dar.

Die Kreuzgänge besonders waren prachtvoll und ein umfangreicher Park, von hundertjährigen Bäumen beschattet, bot den Mönchen lange, den stillen Betrachtungen günstige Alleen.

Außer dieser umfassenden Gesamtheit von Gebäuden gab es auch noch einen isolierten Pavillon mit einem besonderen Garten und einem besonderen Eingang. Dies war so zu sagen der weltliche Teil der Abtei und man nannte ihn den Pavillon der Gäste. Er diente den Personen zur Wohnung, welche im Kloster zu tun hatten, den Verwandten und Freunden der Mönche, auch schlichten Besuchern. Alle wurden hier mit freigebiger Gastfreundschaft bewirtet.

Hier wohnte auch Leonce, dem seine nahe Verwandtschaft mit dem allmächtigen Prior von Frontenac eine solche Gunst verschafft hatte. Der geliebte Zögling des Klosters bewohnte in diesem sogenannten Pavillon ein kleines Logis, welches

aus einem Schlafzimmer und einem Arbeitskabinett bestand.

So lange er Kind gewesen war, hatte eine alte Gouvernante ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit gepflegt und später hatte ein Laienbruder die Verrichtungen eines aufmerksamen und eifrigen Dieners bei ihm versehen.

Was die Erziehung und den Unterricht Leonces betraf, so waren diese ganz besonders das Werk seines Onkels, des Priors, gewesen. Die anderen Väter von Frontenac hatten jedoch ebenfalls großen Anteil daran genommen. Alles, was die Abtei an Linguisten, Historikern, Theologen und Mathematikern enthielt, hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, den Geist dieses geliebten Mündels des Klosters zu schmücken. Niemals hätte ein junger Mann mehr ausgezeichnete Lehrer in den verschiedenen Zweigen der menschlichen Kenntnisse gehabt.

Aber Leonce war auch in der Tat ein Wunder von Gelehrsamkeit, während gleichzeitig die Gewohnheit, in dem Pavillon zahlreiche Gäste, größtenteils Leute von Distinktion, zu sehen, ihn unmerklich die Sitten und Gebräuche der Welt gelehrt hatte, in deren Mitte er dereinst leben sollte.

Seitdem aber Leonce mit seinem Onkel von Mercoire zurückgekehrt war, hatte infolge der uns bekannten Ereignisse im ruhigen Pavillon der Gäste alles eine andere Gestalt gewonnen. Der Bewohner dieses Ortes, früher so still, schweigsam und fortwährend durch Studien in Anspruch genommen, war laut und lärmend geworden. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ging er fort oder kam zurück. Er umgab sich mit dem Kloster fremden Personen. Er stieg zu Pferde und seine Jagdhunde störten zuweilen durch ihr Gebell das Gebet in der nahen Kirche. In seinem Arbeitskabinett

fangen die mathematischen Instrumente an zu rosten, die Erd- und Himmelsgloben waren mit Staub bedeckt, die aus der reichhaltigen Abteibibliothek entlehnten Bücher lagen auf der Diele, während Stühle und Tische mit Peitschen, Sporen und Flinten beladen waren.

Mit einem Wort, der Bewohner des Pavillons war mit einem Mal aus dem wissenschaftlichen und kontemplativen Leben in das tätige und unruhige übergetreten, welches das Alter der Leidenschaften verkündet.

Dennoch aber hatte diese Veränderung den Prior und die anderen Würdeträger von Frontenac weder zu überraschen noch zu betrüben geschienen. Weit entfernt davon, belächelte man nachsichtig Leonces Treiben. Sein Onkel erlaubte ihm mit einer Nachgiebigkeit, welche an Schwäche zu grenzen schien, sich ohne Zwang seinen Geschmacksrichtungen hinzugeben.

Einige Mönche von untergeordnetem Rang murrten wohl zuweilen über die geräuschvollen Ausschreitungen des emanzipierten jungen Mannes, aber man hörte nicht auf sie.

Der Neffe des Priors bewahrte in seinem Verhalten eine unbedingte Unabhängigkeit. Wenn er einer Überwachung unterworfen war, so konnte diese, da sie sorgfältig verhehlt ward, ihm keinerlei Misstrauen einflößen.

So war der Anfang des Winters herbeigekommen. An einem schönen Novembermorgen war Leonce mit seinem Piqueur und seinem Diener auf die Jagd geritten. Begierig, ihn wiederzusehen, kam der Pater Bonaventura auf den Einfall, ihm entgegenzugehen. Er verließ daher die Abtei, schlug sein Brevier auf und verfolgte mit langsamen Schritten einen gut unterhaltenen Weg, welcher zum Teil der Wohnung führte, wo sich Leonce befand.

Obwohl die Kälte in den umliegenden Gebirgen sich so ziemlich streng gezeigt hatte, so hatte das glückliche Tal Frontenac doch noch nicht viel davon zu leiden gehabt. Das Gras war noch grün und die Kastanienbäume hatten noch nicht ihr Laub verloren. Übrigens erfreute ein warmer, obwohl bleicher Sonnenschein die Natur und machte die Vögel in den Gebüschern singen.

Nachdem der Prior das für diesen Tag bestimmte Gebet gelesen hatte, setzte er sich auf das Geländer einer hölzernen Brücke, von wo aus man eine weite Aussicht auf die Landschaft hatte. Diese Brücke war die Grenze seiner Spaziergänge. Hier gesellte sich sein Neffe gewöhnlich zu ihm.

Auch diesmal sollte das Warten des Pater Bonaventura nicht vergeblich sein. Es dauerte nicht lange, so verkündeten ein Schuss und fernes Hundegebell ihm die Rückkehr der Jäger. Dann kam Leonce selbst aus dem Dickicht heraus, mit der Flinte auf der Schulter, von seinen Piqueurs und Hunden gefolgt.

Während der Mönch aber so auf das Herankommen seines Neffen wartete, warf er unwillkürlich einen Blick nach der entgegengesetzten Seite und bemerkte einen Gegenstand, welcher nicht verfehlte, seine Aufmerksamkeit zu teilen.

Es war eine von zwei Maultieren getragene verschlossene Sänfte, denn der Gebrauch der Karossen war in dieser gebirgigen Gegend damals noch unmöglich. Außer dem Maultierführer, welcher voranging, war die Sänfte von vier berittenen Lakaien eskortiert.

Diese kleine Karawane kam eine der Anhöhen herab, welche das Tal beherrschten und lenkte ihre Schritte zur Abtei.

Der Prior wurde nachdenklich.

»Wer kann das sein?«, fragte er sich. »Wir erwarten nie-

manden im Kloster. Es müsste denn einer jener armen Edelleute der Umgegend sein, welche unseren Wein und unsere Küche zu schätzen wissen – doch nein, diese Edelleute würden zu Pferde kommen. Es ist eine Dame oder ein Geistlicher, welcher auf diese Weise reist. Eine Dame würde nicht in die Abtei eingelassen werden. Es muss daher also – aber ein auf diese Weise begleiteter Geistlicher müsste ein sehr hoher Würdenträger sein.«

Er schwieg und betrachtete die Reisenden.

»Ach was!«, hob er endlich wieder an, »das, was ich fürchte, kann ja gar nicht geschehen, wenigstens nicht so bald. Die Gerüchte, welche bis zu mir gedrungen sind, haben keine ernste Bedeutung. Ich wollte darauf wetten, dass es sich ganz einfach um irgendeinen hochwürdigen Pater von Saint-Enimie handelt, welcher unserem Abt einen Besuch abzustatten kommt.«

Er wurde in seinen Betrachtungen durch Leonce unterbrochen, welcher, seinen Leuten voraneilend, nur von einem schönen schwarzen Spürhund mit feuerfarbenen Flecken begleitet, herbeikam.

Der Neffe des Priors schien seit drei Monaten gewachsen und neue, vermehrte Körperkraft erlangt zu haben.

Seine Gesichtsfarbe war nun von der Bewegung und der Sonne gebräunt. Er hatte ein männliches Ansehen und eine dreiste Haltung, welche durchaus nicht an seine frühere halb geistliche Schüchternheit erinnerte.

Er trug ein elegantes Jagdkostüm von grünem Tuch mit Gold betesst und glich mehr einem jungen eleganten Edelmann und Freund geräuschvoller und weltlicher Freuden und Vergnügungen als jenem im Schatten des Klosters erzogenen fleißigen Schüler, der noch vor Kurzem wie um eine

Gnade darum bat, sein Gelübde als Mönch in der Abtei Frontenac ablegen zu dürfen.

Nichtsdestoweniger aber hatte Leonce von seiner Ehrerbietung gegen seinen Onkel und Wohltäter durchaus nichts verloren. Als er sich ihm näherte, nahm er seinen Hut ab und küsste dem Pater Bonaventura die Hand. Erst nachdem er sich dieser Pflicht entledigt hatte, rief er in freudigem Ton: »Gute Nachricht, mein Onkel! Eine prächtige Jagd. Einen Fuchs und zwei Hasen habe ich auf mehr als sechzig Schritte Entfernung, und zwar mit der Kugel erlegt. Denis, mein Piqueur und Lehrer, ist ganz entzückt. Was mich betrifft, so wage ich noch nicht auf meinen Erfolg mir etwas einzubilden. Ich messe ihn vielmehr hauptsächlich der Vortrefflichkeit dieser Lütticher Kugelbüchse zu, welche Ihr mir gegeben habt, ebenso wie dem wunderbaren Instinkt dieses Hundes, den Ihr, ich weiß selbst nicht wie, einer fürstlichen Meute abwendig zu machen gewusst habt.«

Er liebte das schöne Tier, welches um sie herumsprang und mit seinem buschigen Schweif wedelte.

»Nur nicht allzu bescheiden, mein Sohn,« sagte der Mönch in gütigem Ton. »Diese Erfolge haben ihren Grund vor allen Dingen in deiner Geschicklichkeit. Ich freue mich aber sehr, dass dein Hund sich gut hält. Um deine Jagdequipage vollständig zu machen, wirst du in der Abtei den Hund Jean Godarts finden, jenes mutige Tier, welches allein von allen Hunden dieser Gegend die Bestie des Gévaudan zu verfolgen und anzugreifen wagt.«

»Wäre es möglich, mein Onkel! Ich hatte aber doch sagen hören, dass Herr von Laroche-Boisseau ...«

»Der Baron hatte allerdings ebenso wie du die Wichtigkeit eines solchen Beistandes begriffen, denn er scheint einen

Feldzugplan entworfen zu haben, welcher mit dem deinen große Ähnlichkeit hat. Deshalb hat er Jean Godart zwanzig Louisdor für den Besitz seines Hundes bieten lassen, aber ich hatte schon vierzig dafür gegeben und Jean Godart hat mir soeben dieses kräftige Tier zugeschickt, welches du im Stall des Pavillons angebunden finden wirst. Eben um dir das glückliche Resultat meiner Bemühungen zu verkünden, bin ich dir entgegengekommen.«

Leonce war außer sich vor Freuden und gab dem Prior seinen Dank auf die wärmste Weise zu erkennen.

»Aber, mein lieber Onkel«, fuhr er fort, »wer hindert mich dann, mich schon jetzt zur Verfolgung des Untiers aufzumachen? Meine Ausbildung zum Schützen und Jäger ist beendet – meine Ausrüstung mit allem Zubehör ist bereit. Denis und Gervais, mein zweiter Piqueur, sind mir einer so ergeben wie der andere. Sie werden mir überall folgen, wohin ich gehe. Warum wollt Ihr daher zögern, mich zu beurlauben? Nach den letzten Berichten steht die Bestie in den Gebirgen des Mézenc, aus welchen man sie nicht herauszutreiben vermag. Ohne Zweifel werden wir sie dort finden und wenn Gott uns begünstigt ...«

»Leonce, mein Sohn«, sagte der Mönch seufzend, »warum willst du dich so sehr beeilen, den Gefahren eines solchen Unternehmens entgegenzugehen? Ich fürchte dich preiszugeben und dann hoffe ich immer noch, dass ein neues Ereignis dich der Notwendigkeit überheben soll, zu diesem äußersten Mittel zu schreiten.«

»Aber, mein Onkel, wie kann man vollendete Tatsachen ändern? Ich beschwöre Euch, haltet mich nicht länger zurück. Herr von Laroche-Boisseau ist, wie man mir sagt, von seiner Wunde wieder vollständig hergestellt. Er könnte mei-

ne Saumseligkeit benutzen, um die versprochene Belohnung zu gewinnen. Dieses Unglück aber würde ich nicht überleben.«

»Sage nicht das, Leonce. Du weißt nicht, wie untröstlich mich solche Eventualitäten machen und wenn ich bedenke, dass du ganz gewiss nicht der Einzige wärest, der darunter leiden würde! Auch sie, jene stolze junge Dame, sie würde vor Kummer und Scham sterben, wenn sie sich in die Notwendigkeit versetzt sähe, einen Gatten zu nehmen, der ihrer nicht würdig wäre.«

»Die Undankbare und Unkluge! Sie hat durch ihre Torheit die weisesten Pläne in Verwirrung gebracht. Vergebens habe ich, seitdem sie jenes unheilvolle Gelübde ausgesprochen hatte, mich erboten, sie durch das Oberhaupt der Kirche wieder davon entbinden zu lassen. Trotz der Sanftheit und Unterwürfigkeit aber, welche sie gegenwärtig zeigt, hat sie sich geweigert, darin zu willigen und mir mit ihrem gewohnten Stolz geantwortet, dass eine Tochter des Hauses Barjac niemals und in keinem Falle ihrem Wort untreu werden dürfe.«

»Und vielleicht, mein Onkel, hat sie recht,« sagte Leonce in wehmütigem Ton. »Niemand beklagt diesen verhängnisvollen Schwur mehr als ich, aber scheint es nicht, als bestünde das beste Mittel, ihn zu büßen, darin, ihn zu halten?«

Während dieses Gespräches kehrten der Prior und sein Neffe langsam zur Abtei zurück. Sie wurden von Denis und Gervais eingeholt, welche der eine die Gewehre und der andere das erlegte Wild ihres Herrn trugen.

Denis war ein Mann von sechzig Jahren, mit einem ehrlichen Gesicht, der trotz seines Alters noch eine eiserne Gesundheit und unermüdliche Körperkraft besaß. Gervais, der

viel jünger war, schien die Einfalt, aber auch zugleich die Offenheit und Biederkeit der Gebirgsbewohner zu besitzen.

Der Mönch blieb stehen und lächelte sie an.

»Guten Tag, meine wackeren Leute«, sagte er mit seinem gewohnten Wohlwollen. »Ich freue mich sehr, Euch zu sehen, um Euch für Euren Eifer und Eure Hingebung für meinen Neffen zu danken. Welch einen geschickten Zögling habt Ihr aus ihm gemacht, Meister Denis! Aber glaubt Ihr wirklich, dass er schon imstande sei, der furchtbaren Bestie des Gévaudan die Spitze zu bieten?«

»O, mit Verlaub, hochwürdiger Herr«, entgegnete Denis mit Enthusiasmus, »unser junger Herr wäre imstande, selbst dem Teufel die Spitze zu bieten, wenn die Haut des Teufels von einer Kugel durchlöchert werden könnte! Ich wünschte, hochwürdiger Herr, Ihr hättet gesehen, wie er soeben erst diesem Fuchs auf zweiundsechzig Schritte Entfernung einen Stangenposten mitten durch den Kopf geschossen hat. Mehr kann man von Pulver und Blei nicht verlangen. Noch niemals habe ich eine solche Gewandtheit, einen so sicheren Blick, eine so feste Hand gesehen. Und wie versteht Monsieur Leonce auch den Hirschfänger zu führen! Man soll sich nicht selbst rühmen, aber wenn man erwägt, dass Monsieur Leonce von niemanden Unterricht erhalten hat, als von mir ...«

»Ihr habt recht, Denis«, entgegnete der Prior in heiterem Ton, »man muss gerecht sein, auch gegen sich selbst. Wohl, Ihr werdet uns immer voranschreiten, um in die Abtei zurückzukehren und Euch so schnell wie möglich Eurer Bürden zu entledigen. Dann werdet Ihr in meinem Namen den Vater Ökonom aufsuchen und ihm sagen, dass er Euch, Denis, zwanzig, und Euch, Gervais, zehn Louisdor auszah-

len soll. Fahrt beide fort, meinem Neffen treu zu dienen. Ihr werdet dafür belohnt werden.«

Denis und Gervais wollten, außer sich vor Freude dem Prior für seine Freigebigkeit danken. Der Pater aber gab ihnen durch einen Wink zu verstehen, dass er mit Leonce allein zu bleiben wünsche.

Deshalb begnügten sie sich mit einer tiefen Verbeugung und setzten ihren Weg zum Schloss weiter fort.

Als sie sich entfernt hatten, hob Leonce in schüchternem Ton an: »Ich bewundere Eure Freigebigkeit, mein Onkel, aber zuweilen fürchte ich, dass sie Euch lästig werden müsse. Meine Liebhabereien kosten Euch schwere Summen.«

»Haben diese Bedenklichkeiten vielleicht ihren Grund in dem Geschenk, welches ich soeben diesen armen Leuten gemacht habe?«, fragte der Prior lächelnd. »Lass dich dadurch nicht beunruhigen, Leonce. Du kannst auf würdige Weise alle Dienste belohnen, welche dir geleistet werden. Zu diesem Zweck habe ich heute Morgen selbst auf deinen Tisch eine Rolle von hundert Louisdor gelegt, wovon du nach deinem Gutdünken Gebrauch machen wirst.«

»Eure Güte beschämt mich, mein Onkel, und ich weiß nicht, ob ich ...«

»Nimm es nur getrost an, mein Sohn, denn dieses Gut ist das deine. Du bist bis jetzt zu zartfühlend gewesen, Leonce, um dich nach deinem väterlichen Erbteil zu erkundigen, aber es ist bedeutend, und wenn ich dir davon Rechenschaft ablegen werde, was nun nicht lange mehr dauern kann. So wirst du sehen, dass es mit Weisheit und Umsicht verwaltet worden ist. Verfüge daher schon jetzt darüber. Du hast bei uns von deiner Kindheit an Nüchternheit, Klugheit und Mäßigung in deinen Wünschen gelernt. Du wirst dich daher

deines Reichtums mit Maß bedienen, davon bin ich überzeugt.«

Leonce wollte antworten, als die große Glocke der Abtei plötzlich geläutet wurde, wie an hohen Festtagen.

»Was ist das, mein Onkel?«, fragte er stutzend.

»Ich weiß es nicht; es ist jetzt kein Gottesdienst. Dieses Läuten muss daher notwendig die Ankunft eines Oberen oder die sofortige Versammlung des Kapitels, vielleicht auch beides verkünden. Da nun unser vortrefflicher Vater Abt in diesem Augenblick an einem seiner Gicht- und Rheumatismusanfälle leidet, so muss ich ihm sehr rasch zu Hilfe eilen. Ich bitte dich deshalb, Leonce, deinen Schritt zu beschleunigen.«

»Sehr gern, lieber Onkel, aber erratet Ihr nicht die Ursache?«

»Ich hoffe immer noch, dass es sich bloß um einen Staatsbesuch handelt. Monseigneur der Bischof von Mende haben gerade seit einigen Tagen seine Rundreise begonnen. Aber«, hob Bonaventura an, als er einen Mönch wahrte, der ganz außer Atem auf sie zugeeilt kam, »was will denn der gute Vater Anselm von uns? Es muss etwas Außerordentliches vorgehen, dass er sich hat überwinden können, so schnell zu laufen.«

In der Tat dauerte es nicht lange, so erreichte sie ein großer, starker, keuchender Mönch, dessen gewöhnlich freundliches Gesicht in diesem Augenblick Unruhe und Aufregung zu erkennen gab.

»Ach, teurer Pater Prior,« rief er, »beeilt Euch hereinzukommen. Noch niemals ist unser heiliges Haus in einem solchen Wirrwarr gewesen. Man verliert den Kopf – man sucht Euch überall. Nur Eure Gegenwart kann uns wieder beruhigen.«

»Um was handelt es sich denn?«, fragte Bonaventura, indem er seinen Schritt beschleunigte. »Ist der Gast, welcher soeben angekommen, nicht der Bischof von Mende?«

»Ach, leider nein, Pater Prior. Wohl ist es ein Bischof, aber nicht der von Mende. Er heißt Monseigneur de Cambis, Bischof von Aleppo in partibus, und nennt sich Kommissär des Königs beim Abt und dem Kapitel von Frontenac.«

»Commissär des Königs?«, wiederholte Bonaventura, welcher nicht umhinkonnte, zu erbleichen. »Und warum sollte die weltliche Macht in den Angelegenheiten der Abtei einschreiten?«

»Das müsst Ihr besser wissen als ich, Pater Prior; aber Monseigneur von Cambis spricht mit uns allen in einem strengen Ton, an den wir nicht gewöhnt sind. Er behauptet, mit besonderem Befehl des Königs und von Monseigneur dem Bischof von Mende beauftragt zu sein, zu dessen Sprengel wir gehören. Kaum angelangt, hat er die Erfrischungen zurückgewiesen, welche wir uns beeilten, ihm anzubieten, und befohlen, das Kapitel zu versammeln, nicht das große, welches aus sämtlichen Vätern von Frontenac besteht, sondern das kleine, welches bloß aus den Würdenträgern des Klosters zusammengesetzt ist. Man hat ihm gehorcht, denn man zittert schon vor ihm. Und die Mitglieder des kleinen Kapitels sind im Zimmer des Abtes versammelt. Was Euch aber besonders in Erstaunen setzen wird, hochwürdiger Prior, ist der Umstand, dass Monseigneur sich vor allen Dingen nach Euch erkundigt hat.«

»Nach mir?«

»Ja, und als er von Eurer Abwesenheit erfuhr, hat er zu fürchten geschienen, dass Ihr das Kloster für immer verlassen hättet, was ihn sehr zornig gemacht hat, und ist erst wie-

der ruhig geworden, nachdem man ihm gesagt hat, dass Ihr bloß um eines einfachen Spazierganges willen ausgegangen wäret. Der Vater Abt ist ganz erstarrt und hat mich beauftragt, Euch entgegenzueilen, um Euch zu bitten, so schnell als möglich zu kommen.«

» Nun gut! Eure Aufgabe ist beendet, Vater Anselm, und wir sind endlich angekommen. Gott schütze uns vor allem Übel!«

In der Tat trat man in diesem Augenblick in den ersten Hof der Abtei. Dieser sonst so ruhige Hof bot in diesem Augenblick ein lebensvolles Schauspiel dar. Die Sänfte, welche der Pater Bonaventura gesehen hatte, stand noch fertig gespannt in einem Winkel. Die vier Lakaien der Eskorte waren abgestiegen, standen aber unbeweglich da, den Zaum ihrer Pferde über den Arm geworfen, als ob sie Befehle erwarteten.

Laienbrüder irrten um sie herum und schienen ihre Rosenkränze zu beten. Einige am Eingang eines Korridors, der zum Zimmer des Abtes führte, stehende Väter sprachen eifrig miteinander, während die große Glocke des Klosters fortfuhr, mit ihrem sonoren Geläute das alte Gebäude zu erschüttern.

Bei der Ankunft des Priors schwieg man und aller Augen wendeten sich auf ihn. Sei es nun aber, dass die Gesetze des Hauses verboten, einen Oberen auszufragen, sei es, dass man schon Kenntnis von irgendeinem dem Pater Bonaventura ungünstigen Gerücht hatte. Niemand wagte ihn anzureden. Man begnügte sich damit, sich vor ihm zu verneigen, während er vorüberging.

Der Prior hatte seinerseits die Ruhe und Heiterkeit seines Geistes wiedergewonnen. Nachdem er die Vorhalle der Ab-

tei durchschritten hatte, sagte er in freundschaftlichem Ton zu seinem Führer: »Ich danke für Eure Mühe, Pater Anselm. Da Ihr aber noch nicht zum kleinen Kapitel gehört, so müssen wir uns hier trennen. Ich werde zu unserem hochwürdigsten Abt hinaufgehen. Ihr, liebe Brüder, betet unterdessen.«

»In welcher Absicht, wenn ich fragen darf?«, fragte der Mönch mit schlecht verhehlter Neugier.

»Damit Gott uns allen die Kraft gebe, eine peinliche Pflicht zu erfüllen und dass er uns öffentliches Ärgernis vermeiden lasse.«

Er verdoppelte seinen Schritt, während Anselm nicht wusste, was er aus dieser Antwort machen sollte.

Als Bonaventura eben die Schwelle des vom Abt bewohnten Gebäudes überschreiten wollte, fühlte er sich sanft zurückgehalten.

Leonce, der ihn nicht verlassen hatte, fragte ihn mit unruhiger Miene: »Mein Onkel, ich bitte Euch, was geht denn da vor? Man sollte meinen, es drohe Euch ein Unglück! Könnet Ihr mir nicht sagen ...«

Bonaventura lächelte ihn friedlich an. »Nichts, es ist nichts, mein Sohn«, hob er an. »Du würdest unrecht daran tun, wenn du dich beunruhigen wolltest. Es handelt sich ohne Zweifel um eine Angelegenheit der inneren Disziplin, welche sich mit Sr. Eminenz dem Bischof von Aleppo leicht ordnen lassen wird. Kehre in den Pavillon zurück, Leonce, und denke nicht weiter an alles dies. Und«, setzte er mit nachdenklicher Miene hinzu, »da du so lebhaft wünschst, dich aufzumachen, um die Bestie des Gévaudan zu jagen, so sehe ich nicht ein, weshalb ich deinen Wünschen länger widerstehen sollte. Triff daher schon jetzt deine Anstalten zur Abrei-

se. Sobald das Kapitel geschlossen ist, werde ich dich in deinem Zimmer aufsuchen und wir werden dann über die letzten Maßnahmen, welche zu treffen sind, uns besprechen.«

»Was, mein Onkel,« rief Leonce ganz erfreut, »Ihr wollt endlich einwilligen ...«

»Ich muss wohl, böser Knabe, da du dich so sehr danach sehnst. Ich bin übrigens in Bezug auf diese Trennung noch nicht ganz entschieden und will mich erst über gewisse Punkte aufklären, ehe ich dich definitiv verabschiede. Indessen richte alles so ein, als ob du noch heute die Abtei verlassen wolltest. Auf baldiges Wiedersehen also, mein lieber Leonce. Man erwartet mich. Gott behüte dich.«

Er lächelte nochmals, grüßte mit der Hand und trat in das Kloster.

Leonce ahnte, dass sein Onkel nicht so ruhig sei, wie er scheinen wollte, aber die Freude hinderte ihn, eine Menge Umstände zu bemerken, welche zu jeder anderen Zeit seinen Argwohn erweckt hätten. Er begab sich zurück zum Pavillon der Gäste.

Kapitel IV

DAS KAPITEL

Das Zimmer des Abtes von Frontenac war ein düsteres Gemach, mit Kastanienholz getäfelt und mit Schnitzwerk und Gemälden geziert, welche Gegenstände aus dem Leben der Heiligen darstellten. Die tiefen mit gemaltem Glas versehenen Fenster warfen seltsame Färbungen auf die fünf oder sechs alten kahlhäuptigen Mönche, welche den Geheimrat

des Klosters bildeten.

Diese Mönche saßen in hölzernen Sesseln um ihren Abt herum, einen ehrwürdigen Greis, dessen Geisteskräfte durch seine körperliche Gebrechlichkeit mit jedem Tag mehr geschwächt wurden. Halb in einem großen Sessel liegend hatte das Haupt der Bruderschaft sich Beine und Füße mit Decken umwickeln lassen. Aus Respekt vor dem vornehmen Besuch aber, der auf so unerwartete Weise in Frontenac angekommen war, hatte er sich schnell sein Priestergewand über seine Krankenkleider werfen lassen. Eine goldene Mitra hatte seine gewöhnliche, weit weniger majestätische Kopfbedeckung ersetzt und er hatte befohlen, dass man seinen Krummstab an die Armlehne seines Sessels binde.

So von den Insignien seiner Würde umgeben, bemühte er sich, eine kalte, ernste Miene anzunehmen, die aber seine innere Unruhe und seine physischen Leiden nicht ganz zu verhehlen vermochte.

Ihm gegenüber, auf einem Sitz, der höher war als der seine, saß wie auf einem Thron der mit einer königlichen Mission an die Abtei von Frontenac beauftragte Bischof. Die schwächliche Gestalt und bleiche Gesichtsfarbe des Monseigneur de Cambis bildeten einen auffallenden Gegensatz zu den furchtbaren Vollmachten, mit welchen er, wie man sagte, bekleidet war. Man hatte ihm ein samtenes Kissen unter die Füße legen müssen, weil diese sonst nicht die Diele berührt haben würden. Sein hageres Gesicht schien mit einer eigentümlichen Beweglichkeit begabt zu sein. Sein Blick war lebhaft und durchbohrend, seine Stimme scharf und kurz, seine Aussprache rasch und gewandt.

Er trug die violette Soutane. Sein nur noch mit wenigen Haaren versehenes Haupt war mit einem einfachen violetten

Käppchen bedeckt.

Trotz seines schwächlichen Aussehens aber hatte er etwas Stolzes, was imponierte.

Auf einem Tisch von Eichenholz, welcher so stand, dass er ihn bequem mit der Hand erreichen konnte, lagen Papiere und Pergamente, von welchen mehrere mit großen, wächsernen und bleiernen Siegeln versehen waren.

Als der Prior eintrat, sprach der Bischof zum Kapitel mit gedämpfter Stimme, aber mit außerordentlicher Heftigkeit.

Die Väter und der Abt hörten ihn mit bescheidenem Schweigen, gesenkten Häuptern und die Hände in den weiten Ärmeln ihrer Gewänder verbergend an und schienen ebenso vielen Statuen zu gleichen.

Beim Anblick des Pater Bonaventura aber, der Weisheit und Kraft des Klosters, gewannen die Statuen wieder Leben. Alle richteten sich auf und schienen freier zu atmen. Ein Blitz der Hoffnung erleuchtete die strengen Züge.

Der Abt besonders schien von einer ungeheuren Last befreit zu werden. Er hob die Hände zum Himmel empor und sagte mit Lebhaftigkeit zum Bischof: »Verzeiht, Monseigneur! Hier kommt endlich unser würdiger Pater Prior, welcher alle Fragen Ew. Eminenz besser beantworten können wird, als wir.« Sich zu Bonaventura wendend setzte er hinzu: »Ach, lieber Bruder, in welche Verlegenheit habt Ihr mich gebracht! Gott stehe mir bei! Die Kraft verlässt mich!«

Er fuhr mit dem Taschentuch über seine von kaltem Schweiß benetzte Stirn.

Der Bischof von Aleppo hatte geschwiegen und betrachtete mit neugierig forschendem Blick den Prior von Frontenac.

Dieser geriet durchaus nicht in Aufregung, als er diesen auf sich gehefteten forschenden Blick fühlte. Er benetzte ru-

hig seine Finger in dem neben der Tür angebrachten Weihkessel, machte das Zeichen des Kreuzes, verneigte sich tief vor dem Abt und kniete dann demütig auf das Kissen zu den Füßen des Bischofs nieder.

»Ew. Eminenz«, sagte er, »geruhe mir Ihren Segen zu erteilen.«

Es lag hierin nichts, was nicht mit dem damals in der kirchlichen Hierarchie gebräuchlich gewesenen Zeremonien übereingestimmt hätte. Dennoch aber beugte sich der Bischof lebhaft zurück.

»Wartet einen Augenblick, Vater Prior«, sagte er kurz, »wir werden bald sehen, ob ich darf. Erhebt Euch und nehmt Platz. Ihr habt uns lange warten lassen.«

Bonaventura erhob sich, verneigte sich abermals und nahm dann den neben dem Abt stehenden leeren Sessel ein. Es trat ein Augenblick drohenden Stillschweigens ein.

»Pater Bonaventura, Prior der Abtei von Frontenac«, hob der Bischof von Aleppo wieder an, indem er auf die auf dem Tisch liegenden Schriften zeigte, »ich habe dem Kapitel schon die Vollmachten mitgeteilt, kraft deren ich mich sowohl in geistlicher als in weltlicher Beziehung nach gewissen Ereignissen erkundigen soll, die schon längere Zeit geschehen sind und auf die Erbschaft des verstorbenen Grafen von Varinas Bezug haben. Diese Vollmachten verleihen mir unbeschränkte Autorität in Bezug auf Erörterung der Tatsachen, um welche es sich handelt. Wollt Ihr vielleicht ebenfalls einen Blick auf diese Dokumente werfen?«

Der Prior verließ seinen Platz nicht, sondern antwortete in bescheidenem Ton, dass es ihm durchaus nicht einfiel, Monseigneurs Autorität in Abrede zu stellen. Er würde sich vielmehr für seinen Teil ohne Murren allen Entscheidungen

Seiner Eminenz unterwerfen.

Diese Antwort besänftigte den Prälaten ein wenig. »Gut«, entgegnete er. »Ihr, Pater Prior, habt ganz besonders ein Interesse daran, dass man in dieser Angelegenheit die Gerechtigkeitspflege streng aufrechterhalte. Ich darf Euch von jetzt an nicht mehr verhehlen, dass Ihr auf die ernsthafteste Weise angeklagt seid, auf eine Weise welche nicht bloß Euren geheiligten Charakter als Priester, sondern auch Euren Ruf als ehrlicher Mann gefährdet. Man versichert hier allerdings, dass Ihr an dem ungeheuerlichen Verbrechen, dessen Ihr angeklagt werdet, unschuldig seid, und dass ein Wort aus Eurem Mund hinreichen werde, Euch zu rechtfertigen. Möge es Euch gefallen, dieses Wort auszusprechen. Ich werde Euch, so viel wie es bei mir steht, die Mittel zum Beweis Eurer Unschuld erleichtern. Wenn dieser Beweis aber Euch nicht gelingen sollte, so macht Euch darauf gefasst, in mir einen unerbittlichen Richter zu finden.«

Bonaventura verneigte sich abermals. Der gute alte Abt, welcher wieder Mut gefasst hatte, wagte einen Versuch zugunsten seines unverbrüchlichen und schon so lange liebgekommenen Ratgebers zu machen.

»Monseigneur, « sagte er sanft, »unser vielgeliebter Bruder Prior ist, wie ich Euch wiederhole, unter uns ein Musterbild von Weisheit und Frömmigkeit. Alle unsere hier anwesenden Väter sind Bürgen für seine Unschuld.«

»Das ist wahr, Monseigneur, das ist sehr wahr«, sagten die anderen Mönche ehrerbietig.

»Ruhig, lieben Brüder«, entgegnete der Bischof kurz.

»Der Geist der klösterlichen Solidarität reißt Euch zu sehr hin. Vielleicht sollte ich deshalb ernste Vorwürfe an die ganze Bruderschaft richten. Wenn ein Einziger ein Verbrechen

begangen hat, haben dann nicht auch alle anderen Nutzen davon gezogen? Doch es ist Zeit, diese allgemeinen Bemerkungen ruhen zu lassen. Hört mich daher an und wisst, warum ich hierher gesandt wurde, mit der Macht, zu binden und zu lösen, zu belohnen und zu strafen.«

Gleichzeitig begann er den Gegenstand seiner Mission ausführlich auseinanderzusetzen. Da die Tatsachen, um welche es sich handelte, dem Leser bereits bekannt sind, so werden wir uns darauf beschränken, in wenigen Worten zu sagen, auf welche Weise sich das Ungewitter zusammengezogen hatte, welches nun mit einem Mal sich über die Abtei Frontenac und ihren Prior entlud.

Wir wissen, wie die Schrift, welche Fargeot anfänglich an den Pater Bonaventura hatte verkaufen wollen, in die Hände des Barons von Laroche-Boisseau gelangt war. Im Besitz dieses Papiers hatte der Baron versucht, sich seiner zu bedienen, um die Mönche zu bewegen, ihm die Domäne Varinas herauszugeben, deren direkter Erbe er seit dem Tod des letzten Mitgliedes dieser Familie war. Durch den geschickten Rat des älteren Legris unterstützt, setzte er daher eine Eingabe an den König auf, in welcher die gegen die Abtei und ihren Prior geltend zu machenden Tatsachen aufgezählt waren. Diese mit den dazu gehörigen Unterlagen begleitete Eingabe wurde ohne Verzug nach Versailles gesendet.

Laroche-Boisseau hatte trotz der Verachtung, in welche er in seiner Provinz gekommen, bei Hofe immer noch Freunde. Sein Titel als Baron des Gévaudan und Wolfsjägermeister verliehen ihm Ansehen bei gewissen einflussreichen Personen, welche seine Sache mit Eifer in die Hand genommen hatten. Seine Eingabe war daher dem König überreicht und dem Kanzler von Frankreich auf ganz besondere Weise

empfohlen worden.

Die Umstände waren für ein Gesuch dieser Art sehr günstig. Der Philosophismus machte fortwährend Fortschritte. Voltaire war eine Macht, die Werke Rousseaus erschütterten schon die alte Welt. Der Herzog von Choiseul, damals Minister, gab viel auf die öffentliche Meinung, welcher er nur erst kürzlich den Jesuitenorden geopfert hatte.

Die in der Eingabe gegen die reiche Abtei Frontenac erhobenen Anklagen schienen die ernsteste Aufmerksamkeit zu verdienen. Man wollte sich ein Ansehen der Unparteilichkeit geben, indem man sich streng gegen die Geistlichkeit wie gegen ihre Feinde zeigte. Nun lag in der Überredung des Grafen von Varinas, ganz besonders aber in dem geheimnisvollen Tod seines Kindes und in der Überlassung seines großen Vermögens an die Bruderschaft viel, was die öffentliche Entrüstung erregen musste. Es kam daher viel darauf an, so schnell wie möglich Gerechtigkeit zu üben, dabei aber auch ein Aufsehen zu vermeiden, welches schlimme Folgen gehabt haben würde.

In dieser Absicht hatte die königliche Regierung beschlossen, heimlich einen mit Vollmachten versehenen Kommissar nach Frontenac zu schicken, um diese schlimme Angelegenheit zu untersuchen und sie ohne Geräusch zu schlichten.

Man hatte zu dieser schwierigen Mission den Herrn von Cambis gewählt, einen leidenschaftlichen und heftigen Mann, dessen Rechtlichkeit aber über allen Zweifel erhaben war.

Der Bischof hatte sich durch seinen Eifer und seine unermüdliche Tätigkeit seiner hohen Mission würdig gezeigt. Er war von Paris aufgebrochen, noch ehe eine Nachricht nach Frontenac hatte gelangen können. Er war Tag und Nacht ge-

reist, ohne weiter haltzumachen, als um seine Vollmachten beim Bischof von Mende vorzuzeigen. Er fiel daher wie ein Donnerschlag auf die Abtei, und zwar mit einer umso furchtbareren Autorität, als diese im Dunkeln und ohne Kontrolle geübt werden sollte.

Der Prälat zählte, indem er die mitgebrachten Papiere zur Hand nahm und unter welchen sich die Erklärung der Frau Fargeots ebenso befand, wie die Eingabe des Barons, ausführlich die Beschuldigungen auf, welche gegen die Väter von Frontenac erhoben wurden. Er erinnerte an den früher von Laroche-Boisseau Vater und Sohn als nächsten Verwandten und gesetzlichen Erben des Grafen von Varinas anhängig gemachten Prozess und behauptete, dass die Entscheidung der Richter über die Gültigkeit des Testamentes des verstorbenen Grafen ganz anders ausgefallen wäre, wenn man damals schon die seltsamen Mitteilungen gekannt hätte, welche später zutage gekommen sehen.

»Aber«, fuhr er fort, »diese Erbschaftsangelegenheit ist es nicht zunächst, worauf ich Eure Aufmerksamkeit lenken will, hochwürdige Brüder. Wenn die Bruderschaft aus gewinnsüchtigen Absichten einen kranken Edelmann, dessen Geist geschwächt war, überredet, wenn sie in seiner offenkundigen, von den Baronen von Laroche-Boisseau beinahe eingestandenen Ketzerei eine Entschuldigung zu finden geglaubt hat, um sich eine Erbschaft vermachen zu lassen, so ist das ohne Zweifel ein großes Unrecht, aber es ist wieder gut zu machen. Ich bin ermächtigt, eine Restitution zugunsten des gegenwärtigen Barons von Laroche-Boisseau zu verlangen und ich werde nicht ermangeln, dies zu tun, denn die Gerechtigkeit erstreckt sich über die Ketzer ebenso gut, wie über die Orthodoxen. Was aber das Herz zerreißt, was

gleichzeitig Abscheu und Entrüstung erregt, ist, dass ein Priester dieses Hauses mit Grund in Verdacht der Mitschuld an der Ermordung eines armen Knaben steht. Diese furchtbare Anklage muss den Vortritt vor allen anderen haben und sie ist es, meine Brüder, auf welche ich Euch vor allen Dingen beschwöre, zu antworten. Redet ohne Furcht. Nichts von dem, was hier gesprochen wird, soll draußen verlauten und unbedingte Geheimhaltung wird Eure Geständnisse bedecken, aber die Wahrheit muss vollständig zu Tage kommen.«

Der königliche Kommissar schwieg ermüdet durch diese lange Anrede. Zu seinem großen Erstaunen gaben die Zuhörer mehr Traurigkeit als Schrecken zu erkennen. Der Abt selbst zeigte sich trotz seiner Körperleiden nicht niedergeschlagen und sagte, indem er sich mit edler Gebärde aufrichtete: »Im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und aller Heiligen protestiere ich gegen die schlimmen Absichten, die Ärgernisse und die Verbrechen, deren man die Bruderschaft von Frontenac und ganz besonders unseren teuren, verehrten Bruder Prior anklagt. Diese Anklagen sind falsch und verleumderisch und der hochwürdige Prälat, der mich hört, wird einst bedauern, sich zum Echo derselben gemacht zu haben.«

Herr von Cambis runzelte die Stirn.

»Sehr gut, hochwürdigster Abt«, entgegnete er, »aber ich kann mich nicht länger mit einfachen Ableugnungen begnügen. Ich führe Tatsachen an, und durch Tatsachen muss man mir antworten. Bruder Prior Bonaventura«, fuhr er zu diesem gewendet fort, »Ihr habt den schwersten Anteil an der Verantwortlichkeit, welche auf der Abtei lastet. Was habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung zu sagen?«

Bonaventura erhob sich mit bescheidener Gebärde. »Monseigneur«, antwortete er unter tiefem Schweigen, »ehe man solche Anklagen gegen ein so altes und berühmtes Haus erhebt, ein Haus, welches so viele eifrige Verteidiger der Religion, so viel Bekenner des Glaubens gebildet, und welches noch heute so viele durch Wissenschaft, Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer zählt, wäre es vielleicht gerecht und dem Geist der Kirche gemäß gewesen, die Aussagen unserer Verleumder erst näher ins Auge zu fassen. Wer sind nun aber nach den Anklageschriften selbst, von welchen Ihr uns soeben Kenntniss gegeben habt, die Personen, welche diese schweren Verleumdungen gegen uns auszusprechen wagen? Ich kann, ohne gegen die Mäßigung zu verstoßen, sie auf folgende Weise charakterisieren: Die Amme des jungen Vicomte, eine schwache, furchtsame Frau, die vielleicht in der Strafbarkeit anderer eine Entschuldigung für ihre eigene Nachlässigkeit suchte; dann der Forsthüter Fargeot, ihr Ehemann, ein Trunkenbold, der mir selbst gegen eine Summe Geldes das Hauptbeweisstück dieser Anklage überlassen wollte und dessen Erbieten ich mit Verachtung zurückgewiesen habe; dann endlich der Baron von Laroche-Boisseau, ein Abtrünniger, ein Wüstling, der, nachdem er sein Geld durch ein wüstes Leben verschwendet, sich für die Niederlage, die er schon bei einem versuchten Streitigmachen der Erbschaft seines Onkels erlitten hatte, hat rächen wollen. Was Jeannot, den ehemaligen Knecht, anbelangt, dessen Aussage in Bezug auf das, was mich betrifft, sehr viel Bedeutung haben könnte, so ist dieser schon seit mehreren Jahren mit jener Monomanie behaftet, welche man die Lykanthropie nennt, und seine Behauptung verdient daher keinen Glauben.«

»Sehr gut«, sagte der Prälat, den Kopf emporwerfend, »ich verstehe Euer Verteidigungssystem. Ihr wollt den hohen Ruf von Weisheit und Frömmigkeit, dessen Ihr Euch erfreut, der Unwürdigkeit Eurer Feinde gegenüberstellen. Aber Leute, die an und für sich wenig achtungswert sind, können dennoch die Wahrheit gesagt haben. Ich erkläre noch einmal, einfache Ablehnungen reichen nicht hin, um ein ganzes Aktenstück von materiellen Beweisen zu vernichten. Was den blödsinnigen Jeannot betrifft, so versichert der ehemalige Oberforsthüter von Mercoire unter der Garantie des Barons von Laroche-Boisseau, dass dieser Mann trotz seiner gegenwärtigen Krankheit lichte Augenblicke hat. Demzufolge haben Herr von Laroche-Boisseau und Fargeot sich auch die Aufgabe gestellt, diesen Unglücklichen aufzusuchen und sich anheischig gemacht, binnen einigen Tagen ...«

»Ich kann ihnen einen ermüdenden und vielleicht gefährlichen Schritt ersparen«, entgegnete der Prior mit Ruhe.

»Eure Eminenz hat mich nicht verstanden. Ich habe durchaus nicht die Absicht, gewisse Aussagen in Abrede zu stellen, und um Euch dies zu beweisen, gestehe ich, dass Jeannot die Wahrheit gesagt hat. Alle hier anwesenden Brüder wissen, dass ich in der Tat am Abend des Verschwindens des kleinen Vicomte mich in der Nähe des Schlosses Varinas befand, und zwar mit einer unbekanntenen Person.«

Monseigneur de Cambis sprang beinahe von seinem Sitz empor.

»Ihr gesteht es!«, rief er. »Wie, unwürdiger Priester, Ihr wagt zu bekennen ...«

»Erlaubt, Monseigneur, wir verstehen uns noch nicht. Ja, ich befand mich zur Zeit der Katastrophe in Varinas, aber ich weise mit aller Kraft meiner Unschuld das Verbrechen zu-

rück, welches man mir vorwirft, wenn nämlich wirklich ein Verbrechen vorliegt.«

»Aber wie erklärt Ihr dann die Sache?«

»Ich erkläre sie nicht, Monseigneur. Ein feierlicher Schwur, den ich geleistet und den alle hier anwesenden Brüder ebenso ausgesprochen haben wie ich, verbietet uns zu sagen, was ich damals in Varinas machte, und dieser Schwur wird uns noch ungefähr zwei Monate lang nötigen, über diesen Punkt das unbedingte Schweigen zu beobachten.«

Der Prälat schien sehr überrascht zu sein. »Ein Schwur? Und der das ganze Kapitel bindet?«, hob er mit ungläubigem Lächeln wieder an. »Dies ist eine seltsame Entschuldigung und Ihr werdet mir erlauben, hochwürdige Brüder, sie kaum zulässig zu finden.«

»Und dennoch«, sagte der Abt, »hat unser würdiger Prior niemals gelogen.«

» Auf alle Fälle kann ich Euch kraft der geistlichen Vollmacht, mit der ich bekleidet bin, Eures Schwures entbinden.«

»Mit Eurer Erlaubnis, Monseigneur, nur der Heilige Vater kann einen Schwur annullieren und Ihr seid nicht mit einem Breve von Sr. Heiligkeit versehen.«

»Wohlan, ich werde an den römischen Hof schreiben, um dieses Breve zu erlangen, und dann werdet Ihr keinen Vorwand mehr haben, noch länger zu schweigen.«

»Das ist wahr, Monseigneur, aber Rom ist weit von hier und die Bulle Sr. Heiligkeit könnte nicht wohl eher als in zwei Monaten in Frontenac eintreffen. Nun aber wird sich in zwei Monaten ohnehin nichts dem Bekanntwerden unseres Geheimnisses entgegenstellen.«

» Wie, meine Brüder, ich sollte also ganz ruhig zwei Mona-

te warten, bis es Euch beliebt, Euch zu rechtfertigen? Aber es gibt noch ein anderes Mittel, um Euch zum Sprechen zu bewegen. Ich bin Priester wie Ihr, und ebenso wie Ihr habe ich Seelen in meiner Obhut. Deshalb fordere ich Euch auf, mir unter dem Siegel der Beichte die Ereignisse zu offenbaren, von welchen Ihr Kenntnis habt.«

Dieser Vorschlag machte einen gewissen Eindruck auf die Mitglieder des Kapitels. Sie wendeten die Augen zum Prior, welcher allein kein Zögern oder Schwanken verriet und in festem Ton sagte: »Auch dieser Fall ist vorgesehen worden, meine hochwürdigen Bruder. erinnert Euch der genauen Bedingungen, welche uns aufgelegt worden sind. Was mich betrifft, so weigere ich mich, selbst unter dem Siegel der Beichte ein Geheimnis zu verraten, welches mir bei meiner Ehre als ehrlicher Mann, bei meinem Glauben als Diener des Altars anvertraut worden ist.«

»Und wir ebenfalls! Und wir ebenfalls!«, wiederholten die anderen Mönche.

Dieser hartnäckige Widerstand, dieses unbedingte Vertrauen auf den Prior steigerten die Unzufriedenheit des Herrn von Cambis aufs Höchste. Er erhob sich. Trotz seiner kleinen Gestalt lag auf seinem Gesicht ein solcher Ausdruck von Verachtung, Entrüstung und Drohung, dass alle Anwesenden davor erzitterten.

»Kein Zweifel mehr«, hob er mit verhaltenem Zorn an, »es ist dies eine Verabredung, um die Befehle der geistlichen und weltlichen Autorität zu umgehen. Es ist eine offene Empörung gegen alles, was auf Erden und im Himmel heilig ist. Es ist eine List, um der verdienten Züchtigung zu entrinnen! Wenn ich Euch, meine Brüder, die Frist bewillige, welche Ihr verlangt, wer weiß, welche Machinationen Ihr noch erfinden

würdet, um meine Gerechtigkeit zu täuschen! Ihr unterliegt einem schlimmen Einfluss, und dieser Einfluss ist der eines kecken und schlaun Mönches, welcher hier den Herrn spielt. Aber ich werde seinen Stolz herabzustimmen wissen! Also, meine hochwürdigen Brüder, jetzt ist noch Zeit. Wollt Ihr meine Fragen beantworten? Wollt Ihr Euch endlich den Versuchungen dieses Geistes des Bösen entziehen, welcher Euch zur Empörung auffordert?»

Die Mönche saßen bestürzt und zitternd da, aber sie schwiegen.

»Monseigneur«, sagte der alte Abt in schmerzlichem Ton, »das, was Ihr für Empörung und Widerspenstigkeit haltet, ist weiter nichts als das Bewusstsein einer großen Pflicht. Noch einmal sage ich: An dem Tag, wo die Wahrheit Euch bekannt werden wird, werdet Ihr Eure Strenge und Übereilung bitter bereuen.«

»Es ist genug, hochwürdiger Vater! Ich werde dafür dem obersten Richter Rede stehen.«

»Wohlan, da das ganze Kloster gesündigt hat, so wird auch das ganze Kloster die Strafe und Buße teilen. Ich bleibe hier, bis es mir gelungen sein wird, Eure widersinnige Hartnäckigkeit zu zähmen. Ich werde eine Eurer Zellen bewohnen und die Kost und Verpflegung des letzten Eurer Laienbrüder wird mir genügen. Ich übernehme von diesem Augenblick an die Regierung dieses Klosters, welches ich der mir erteilten Vollmacht gemäß mit dem Interdikt belege. Alle Funktionen sind suspendiert. Es gibt jetzt hier weder Abt noch Prior noch Würdenträger irgendwelcher Art, sondern nur unwürdige Mönche, die sich im Zustand der Rebellion gegen ihren Gott und gegen ihren König befinden. Die Glocken der Abtei werden nicht mehr läuten. Die Lampe des

Heiligtums wird ausgelöscht werden. Man wird in der entweihten Kirche nicht mehr das Hochamt begehen. Man wird jeden Tag fasten. Die Kost wird bloß aus Brot und in Wasser gekochten Gemüse bestehen. Die Bruderschaft darf sich nicht mehr versammeln und niemand ohne ausdrückliche Erlaubnis die Schwelle des Klosters überschreiten. Dreimal täglich werden die Professe und die Novizen die Bußpsalmen beten. Dieser Zustand der Dinge wird so lange dauern, als man mir nicht auf meine Fragen hinsichtlich der Erbschaft des Grafen von Varinas und der Ermordung des Knaben geantwortet hat. Wer diese Vorschriften übertritt, wird mit der Exkommunikation belegt, mag er sein, wer er wolle.«

Von allen Seiten brach man in Tränen und Schluchzen aus. Bonaventura warf sich in größter Aufregung dem Bischof zu Füßen.

»O Monseigneur, Monseigneur!«, rief er, »ich beschwöre Euch, begegnet nicht mit dieser Strenge einem heiligen Haus, wo das Gesetz Gottes und das der Menschen niemals aufgehört hat, respektiert zu werden. Wenn es einen Schuldigen gäbe, so wäre ich dieser, ich allein, der ich mit den weltlichen Interessen dieser Abtei beauftragt bin.«

»Ihr gesteht es also abermals? Wohl an, habt den Mut, Eure Ungerechtigkeiten vollständig zu gestehen und meine Gerechtigkeit wird Eure ohne Zweifel mehr irregeleiteten als strafbaren Brüder verschonen, um auf Euch allein zu fallen.«

»Aber gehorchen wäre eine Lästerung. Es gibt teure und heilige Interessen, welche mir kostbarer sind als das Leben. Ich schwöre es Euch, Monseigneur, ich schwöre es bei meinem ewigen Seelenheil!«

»Ihr wagt von Eurem Seelenheil zu sprechen, wider-

spenstiger Levit! Wenn ich nur meinem gerechten Zorn Gehör gäbe, so würde ich Euch augenblicklich Eurer Priesterwürde entkleiden und Euch dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit überantworten. Wenn aber auch die Furcht vor öffentlichem Ärgernis mich abhält, zu diesem äußersten Mittel zu schreiten, so glaubt deswegen doch nicht, dass ich Euch eine weniger harte Züchtigung vorbehalte. An dem Tag, wo Euer Verbrechen definitiv bewiesen sein wird, wird man Euch in einen Kerker werfen, wo Ihr das Licht des Himmels niemals wiedersehen werdet. Mittlerweile zieht Euch in Eure Zelle zurück. Ihr werdet darin bei Wasser und Brot verharren. Ihr werdet mit niemanden verkehren und die Schlüssel werden mir allein übergeben werden. Jeder, der ohne meine ausdrückliche Erlaubnis mit Euch spricht, wird sofort exkommuniziert.«

Dieser entsetzliche Urteilsspruch wurde mit verdoppeltem Schluchzen aufgenommen.

Bonaventura aber, welcher so tiefen Schmerz empfunden hatte, als es sich um eine der ganzen Bruderschaft aufgelegte Züchtigung handelte, zeigte sich erfüllt von Resignation, als es sich nur noch um ihn selbst handelte.

»Monseigneur«, sagte er indem er die Arme über der Brust kreuzte, »wir gehorchen vielleicht beide unserer Pflicht. Gott verzeihe Euch und erleuchte Euch! Ich unterwerfe mich ohne Murren der Buße, welche es Euch beliebt hat, mir aufzulegen.«

»Und wir ebenfalls, Monseigneur«, wiederholten die Mitglieder des Kapitels einer nach dem anderen mit Demut.

Der königliche Kommissar schien endlich doch einen Zweifel an der Strafbarkeit dieser armen Mönche zu fassen. Er war ein strenger Richter, aber seine Frömmigkeit war auf-

richtig und tief. Er ging mit nachdenklicher Miene zweier oder dreimal im Zimmer auf und ab, dann kniete er schweigend vor einem elfenbeinernen Kruzifix nieder, welches die eine Seite der Wand schmückte.

Nachdem er einige Minuten lang gebetet hatte, erhob er sich wieder und sagte zu den Mönchen, welche wieder ihre schweigende gesammelte Haltung angenommen hatten: »Entschuldigt mich, meine Brüder. Ich habe durch Übermaß von Eifer und menschlicher Anmaßung gesündigt. Ich habe in dieser Sache nicht die Geduld und Mäßigung gezeigt, welche Ihr von einem Richter erwarten musstet. Meine Brüder, ich will die Wirkung meiner Drohungen von diesem Augenblick an gerechnet eine Stunde lang suspendieren. Vielleicht wird Gott in dieser Zwischenzeit Euch Reue und Vertrauen einflößen. Wenn aber Eure Herzen verstockt bleiben sollten, dann würdet Ihr die Folgen Eurer Hartnäckigkeit nur Euch selbst zuzuschreiben haben. Beratet Euch daher mit Ruhe. Ich will in einer benachbarten Zelle das Resultat Eurer Beratungen erwarten und nach Ablauf der Stunde wiederkommen, um Eure Antwort zu hören. Frieden sei mit Euch, meine hochwürdigen Brüder!«

Er entfernte sich mit gemessenem Schritt und überließ es den Mönchen, sich ihre Befürchtungen und ihre Pläne mitzuteilen.

Die Wehklagen dauerten nach seinem Weggang fort, aber kein Zweifel, keine Ungewissheit gab sich über den zu befolgenden Entschluss kund. Die Mitglieder des Kapitels waren einstimmig der Ansicht, dass es besser sei, Demütigungen und Strenge über sich ergehen zu lassen, als ein ihrem Gewissen anvertrautes Geheimnis zu verraten. Bonaventura bestärkte sie durch einige gut gewählte Worte in diesem

Vorsatz.

»Meine lieben Brüder«, sagte er zu ihnen mit bewegter Stimme, »es wäre uns leicht, das ganze Gerüst von Verleumdungen, welches man gegen uns aufbaut, über den Haufen zu werfen, aber dies könnten wir nicht tun, ohne achtungswerte Bedenklichkeiten zu verletzen. Nehmen wir daher mit Resignation die Prüfung hin, welche der Himmel uns sendet. Wir werden umso stärker und reiner daraus hervorgehen. Hüten wir uns indessen die Hand zu tadeln, welche uns schlägt. Selbst die treuesten Diener Gottes sind Irrtümern unterworfen! An dem Tag – und dieser Tag ist nicht mehr fern – wo unsere Unschuld an den Tag kommen wird, werden wir uns in unserer ganzen Kraft und Würde wieder erheben.«

Alle Mönche umarmten einander. Dann schien Bonaventura sich anzuschicken, das Kapitel zu verlassen.

»Aber Bruder Prior«, rief der alte Abt unruhig, »wollt Ihr uns denn schon wieder verlassen? Monseigneur de Cambis wird bald zurückkommen und ich fühle mich zu schwach, die Wucht seines Zornes zu ertragen.«

»Ich werde nur einen Augenblick lang abwesend sein«, entgegnete Bonaventura. »Ich will die kurze Frist, die man uns gestattet, benutzen, um einen Plan auszuführen, dessen Aufschub später auf große Schwierigkeiten stoßen könnte.«

Er sagte dem Superior leise, um was es sich handelte.

»Gut, gut, lieber Prior; Ihr habt immer recht«, antwortete der Abt. »Geht denn und kommt so schnell wie möglich wieder, um uns die Unterstützung Eurer Klugheit und Eures Mutes zu leihen.«

Der Prior verneigte sich und ging.

Er durchschritt rasch die schweigenden Korridore, die

Kreuzgänge, die Höfe und lenkte seine Schritte zum Pavillon der Gäste.

Alles war ruhig auf seinem Weg. Das Kloster hatte noch sein gewohntes Ansehen: Kein Zeichen verriet noch die Vollstreckung des vom Bischof über die unglückliche Abtei ausgesprochenen Urteils. Die Tore standen offen, jeder konnte frei ein- und ausgehen. Bonaventura glaubte bloß zu bemerken, dass die Väter und Brüder, welche an ihm vorübergingen, indem sie den gewöhnlichen Gruß an ihn richteten, eine traurige, niedergeschlagene Miene zeigten, als ob sie die grausame Veränderung, welche im Anzug war, gehnt hätten.

Leonce packte in seinem kleinen Zimmer eben vollends die Waffen und andere Sachen ein, die er mitzunehmen gedachte.

Beim Anblick des Priors eilte er diesem entgegen und sagte in unruhigem Ton: »Wie, mein Onkel, kommt Ihr vielleicht, um mir Gegenbefehl zu bringen?«

»Im Gegenteil, mein Sohn«, sagte Bonaventura, »nachdem ich mir alles reichlich überlegt habe, will ich deinen Wünschen nicht länger hinderlich sein. Wie du selbst sagtest: Die Zeit vergeht und du könntest die günstige Gelegenheit verfehlen, dein Unternehmen durchzuführen. Ich beurlaube dich daher. Empfange mein Lebewohl. Du wirst diesen Augenblick noch aufbrechen.«

»Noch diesen Augenblick, mein Onkel?«, rief Leonce mit Erstaunen.

»Warum nicht? Du wirst diesen Abend mit deinen Leuten in Mende übernachten und dich morgen möglichst früh zu den Gebirgen des Mézenc auf den Weg machen. Auf diese Weise gewinnst du einen Tag und darauf kann bei einer sol-

chen Sache alles ankommen. Meine Freunde, « fuhr er zu Denis und Gervais gewendet fort, welche die Mantelsäcke zuschnallten, »ladet sofort diese Sachen auf die Pferde und auf das Saumtier, welche meinem Neffen gehören. Geht und seht zu, dass in zehn Minuten alles bereit sei.«

Der Piqueur und Gervais gehorchten.

Als sie sich entfernt hatten, fragte Leonce lebhaft: »Mein guter Onkel, was geht denn vor? Euer schneller Entschluss, diese Eile, mich aufbrechen zu sehen, während Ihr noch diesen Morgen so großen Widerwillen gegen diese Reise zu empfinden schienet, bringen mich auf allerhand Gedanken. Übrigens seid Ihr auch bleich, Eure Wangen zeigen die Spuren von Tränen. Was ist Euch begegnet?«

»Mein Sohn, du hast doch wohl selbst nicht erwartet, dass unsere Trennung ohne lebhaftes Bedauern von meiner Seite erfolgen könnte. Doch lassen wir das, mein lieber Leonce, und höre meine Ratschläge, ohne Zweifel die letzten, welche du auf lange Zeit hinaus von mir erhalten wirst.«

Er erteilte seinem Neffen in wenig Worten weise Instruktionen, welchen der junge Mann nachzukommen versprach.

Dann fuhr er mit innerer Bewegung fort: »Und nun, mein Sohn, noch eine Empfehlung, die wichtiger ist, wie du glauben wirst. Schon oft habe ich dich gegen gewisse Verleumdungen zu waffnen gesucht, welche mächtige Feinde gegen die Väter von Frontenac, namentlich gegen mich selbst, auszustreuen bemüht sind. Verschließe, ich beschwöre dich, diesen verabscheuungswürdigen Lügen stets dein Ohr. Und wenn auch die ganze Welt sich gegen uns erheben sollte, so lass mich hoffen, dass du uns in deinem Herzen die Gesinnungen der Achtung und Dankbarkeit treulich bewahren werdest.«

»Könnt Ihr daran zweifeln, mein Onkel?«, unterbrach ihn Leonce mit Wärme. » Wenn jemand die Keckheit hätte, in meiner Gegenwart zu behaupten ...«

»Versuche nicht diese niedrigen Verleumdungen zu bekämpfen, mein Sohn. Sie werden bald von selbst zu Boden fallen. Es genügt mir zu wissen, dass du ihnen keinen Glauben beimessen wirst. Es könnte sein, dass du auf deinen abenteuerlichen Zügen mit dem Baron von Laroche-Boisseau zusammenträfest. Für diesen Fall verlange ich von meinem jungen Verwandten, von meinem geliebten Schüler das feierliche Versprechen, dass er sich unter keinem Vorwand mit dem Baron in einen Zwist einlassen will. Wirst du mir dieses Versprechen geben?«

»Ich sehe nicht ein, mein Onkel, warum ich schonend gegen diesen unwürdigen Mann verfahren soll, der Fräulein von Barjac so schwer beleidigt und auch Euch selbst beschimpft hat.«

»Fräulein von Barjac hat sich selbst gerächt und ich, ich bin Christ und weiß zu verzeihen. Ich habe wichtige Gründe, mein Sohn, dieses Versprechen von dir zu verlangen. Lieber Leonce, wirst du dich weigern, mir es zu geben?«

Leonce gab das verlangte Versprechen, aber mit sichtbarem Widerstreben. Dann umarmten der Onkel und der Nefte einander herzlich. Beiden standen die Tränen in den Augen.

»Wohlan, es ist Zeit!«, hob der Mönch mutig wieder an. »Ich werde dein Lebewohl denen von unseren Brüdern überbringen, deren Zögling und Freund du ganz besonders bist. Sie werden diese unvermutete Abreise entschuldigen. Aber es bleiben uns kaum noch einige Minuten ...«

»Während er dies sagte, zog er seinen Neffen zum Hof fort.

»Aber, mein Onkel«, sagte Leonce, »sollte denn meine Abreise aus dieser Abtei, die für mich das Vaterhaus gewesen ist, den Anschein einer verstohlenen Entfernung, gleichsam einer Flucht haben?«

»Das werde ich dir später erklären, aber man erwartet mich – komm, komm!«

An der Türe des Klosters fanden sie Denis und Gervais, welche sich dazugehalten hatten. Die beiden Handpferde waren schon gesattelt, der Maulesel war mit Gepäck beladen und der Piqueur hielt den Spürhund und den Bullenbeißer an der Leine, während die beiden Tiere leise knurrten, sich so nahe nebeneinander zu sehen.

Bonaventura empfahl seinen Neffen auf das Eindringlichste den beiden Dienern und versprach ihnen die freigebigste Belohnung, wenn sie ihn gesund und wohlbehalten wieder zurückbrächten.

Die wackeren Leute erneuerten ihr Versprechen, ihren jungen Herrn mit ihrem eigenen Leben zu verteidigen.

Dann brachen sie gleich auf, denn Leonce, der besser beritten war, konnte nicht verfehlen, sie bald einzuholen.

Als Onkel und Neffe allein waren, umarmten sie sich nochmals und Leonce schwang sich in den Sattel.

»Gott segne dich, mein Sohn«, sagte der Prior, »er beschütze dich vor Gefahren und lasse dein Unternehmen gelingen. Besonders führe er dich bald wieder in den Kreis deiner Freunde zurück!«

Der Jüngling ritt langsam fort, nicht ohne sich noch vielmals umzuschauen. Der Mönch kehrte weinend in die Abtei zurück, indem er murmelte: »Mein Schicksal möge sich erfüllen. Nun ist wenigstens ein großer Kummer vermieden. Es wäre mir zu peinlich gewesen, diesen edlen Jüngling zum

Zeugen meiner Demütigung zu haben. Übrigens hätte er durch einen unklugen Schritt alles gefährden können. Ach, er wird niemals erfahren, wie teuer mir seine Erhebung zu stehen gekommen ist.«

Er eilte zum Zimmer des Abtes, wo er nur wenige Minuten vor Ablauf der von dem Bischof festgesetzten Stunde ankam.

Kapitel V

DIE FAMILIE FEREOLE

In einiger Entfernung von der Stadt Langogne, welche selbst auf einem der höchsten Plateaus der Lozère liegt, beginnt eine Gebirgskette, welche durch mehrere Verzweigungen mit den Alpen und Cevennen zusammenhängt. Man nennt sie den Mézenc.

Wie die anderen Gebirgsketten des Velay und des Vivarais besteht sie aus einer Reihe von seit Jahrtausenden erloschenen Vulkanen. Es wäre unmöglich, einen unebeneren, mehr mit natürlichen Hindernissen angefüllten, mit einem Wort schwerer zugänglichen Boden zu finden.

Überall sieht man steile Gipfel und scharfe Grate, Lavaströme, welchen ihre plötzliche Erkaltung seltsame Formen gegeben hat; überall Abgründe, tosende Wasserfälle und Seen, die sich in den Kratern ehemaliger Vulkane gebildet haben.

Mit Ausnahme einiger Täler und begünstigten Abhänge ist diese Gegend kahl und unfruchtbar. Ihr Reichtum besteht in Weideplätzen, welche zahlreichen Herden Nahrung geben,

und in Kastanienbäumen, deren Frucht beinahe die einzige Hilfsquelle der Bewohner ausmacht.

Auch sind die Gebirgsbewohner des Mézenc außerordentlich arm und halb wild. Der Mangel und die Abgeschiedenheit haben sie wild, zänkisch und ungesellig gemacht. Selbst heutzutage noch, wo doch so viele Einwirkungen auf ihren traditionellen Charakter tätig sein können, sind sie neidisch, rachsüchtig und stets bereit, die geringste Beleidigung durch einen Messerstich zu vergelten. Mit einem Wort, es ist, als ob ihre unzählbare Gemütsart mit der rauen und rohen Natur des Landes übereinstimmte, in welchem sie geboren sind.

In einem der einsamsten Täler dieses Bezirkes stand eine isolierte Meierei, deren Bewohner sich ausschließlich mit der Viehzucht zu beschäftigen schienen, denn es war ringsumher kein des Anbaues fähiger Boden zu sehen.

In dieser armseligen elenden Wohnung, die von allen Seiten durch Tannenwaldungen und Basaltgebirge beherrscht wurde, werden wir bald gewisse wichtige Personen unserer Geschichte wiederfinden.

Gegen den Abend des dritten Tages, nachdem Leonce die Abtei Frontenac verlassen hatte, saßen der Meier und seine Familie auf einer Bank vor der Tür des Hauses. Sie beendeten eben ihr Abendbrot, welches für jeden aus einer hölzernen Schüssel voll in Milch gekochten Kastanienbreis bestand.

Der Vater, in einen Rock von grobem Tuch mit Weste und Beinkleid von demselben Stoff gekleidet, mit einem aufgekrempten Hut auf dem Kopf und Holzschuhen an den Füßen, war ein Mann von fünfzig Jahren, mürrischem Gesicht, kalten Manieren und schweigsamer Miene.

Seine Familie bestand aus seiner Frau, einer kräftigen Bäuerin, deren vorn geschnürtes Mieder und Haube mit herabhängenden Seitenlappen weder Sauberkeit noch Frische verrieten, aus seiner Tochter, einer rohen, schmutzigen, kleinen Dirne von etwa zwölf Jahren, und endlich seinen beiden Söhnen, stämmigen Burschen von achtzehn oder zwanzig Jahren, ziemlich wie ihr Vater gekleidet und schon ebenso finster und schweigsam wie er.

Alle diese Leute sprachen kein Wort und man hörte kein anderes Geräusch als das der Löffel in den dampfenden Holzschüsseln.

Zu einer anderen Jahreszeit hätte man glauben können, dass diese Leute an der Schwelle ihrer Tür die freie Luft zu atmen wünschten, ehe sie sich dem Schlaf überließen. Die Kälte war aber nicht unbedeutend und ein scharfer Wind wehte von dem Gebirge her. Eine leichte Schichte Schnee bedeckte schon den Boden und hatte nicht gestattet, an diesem Tage die Tiere, welche man in den Ställen sich rühren hörte, auf die Weide zu treiben.

Die Gebirgsbewohner hatten daher einen anderen Grund, um das große Feuer zu vernachlässigen, welches im Inneren des Hauses prasselte, und so trotz des rauen Windes im Freien zu soupieren.

In der Tat folgten auf dem Abhang eines Hügels, welcher dem Haus gegenüber lag, vier Reisende zu Pferde einem durch die Viehherden unregelmäßig gezogenen schmalen Weg.

Dieser Weg führte zur Meierei und verlängerte sich nicht darüber hinaus. Die Reisenden kamen daher notwendig zur Meierei. In Betracht der Einsamkeit, in welcher diese Familie lebte, musste ein solches Ereignis ihre Neugier in hohem

Grad erregen.

Von den vier Personen, von welchen wir gesprochen haben, ritten zwei voran und schienen Herren zu sein, während die beiden anderen augenscheinlich untergeordneten Standes waren.

Alle aber waren gut nach städtischer Weise gekleidet und mit Kugelbüchsen und Hirschfängern bewaffnet. Um sie herum sprangen mehre große Hunde, deren dunkle Farbe sich schon von Weitem gegen den Schnee abhob.

Es war dies in der Tat ein sehr interessanter Anblick für diese rohen Naturkinder, welche seit undenklichen Zeiten keinen solchen Zufluss von Stadtbewohnern in ihren Wüsteneien gesehen hatten. Sie warteten daher mit ihren Holzschüsseln in der Hand, ohne nur eine Sekunde lang die Augen abzuwenden, um sich nicht den geringsten Umstand von dem entgehen zu lassen, was geschehen würde.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Ein vollkommen berittener Kavalier, welcher der Anführer des Trupps zu sein schien, ritt seinen Begleitern voran und kam allein auf die Meierei zu. Nach wenigen Augenblicken befand er sich dicht vor den immer noch unbeweglich an der Schwelle stehenden Gebirgsbewohnern.

»Meine Freunde«, sagte er im Patois des Gévaudan, welches sich sehr wenig von dem des Mézenc unterschied, »ist hier nicht die Meierei Motte-Rouge, von dem Meier Guillaume Fereol bewohnt, welchen man das *Schwert des Gerechten* nennt?«

Der Hausvater antwortete in rauem Ton: »Ja, Ihr seid hier in Motte-Rouge und ich bin Guillaume Fereol. Was den Beinamen *Schwert des Gerechten* betrifft, den man früher meinem Großvater gab, so würde ich mich für unwürdig halten,

denselben zu tragen.«

Der Reisende schien auf diese letzten Worte nicht zu achten. » Wohlan denn, Freund Fereol«, hob er wieder an, »gewährt mir und meinen Leuten ein gastfreies Obdach für diese Nacht. Ich kann mich auf Euren Gutsherrn, Herrn von Langrac, beziehen, den ich früher sehr gut gekannt habe. Übrigens werde ich die Mühe, die ich Euch verursache, reichlich bezahlen.«

»Ich habe keinen Herrn«, entgegnete der Bergbewohner mit einem gewissen Grad von wildem Stolz, »und meine Tür steht jedem offen, der, mag er reich oder arm sein, im Namen Gottes eintritt. Kommt daher herein. Es ist Platz an meinem Herd für Euch und die Euren. Eure Tiere werden in meinem Stall Streu und Heu finden. Ich kann Euch vielleicht nicht nach Eurem Stand aufnehmen, denn ich bin arm wie die Witwe von Sarepta, aber das Wenige, was ich habe, gehört dem Gast, den der Herr mir schickt.«

»Sehr gut, mein Freund«, sagte der Reisende. »Wir sind Jäger und werden uns nicht schwierig zeigen. Übrigens haben wir auch einige Lebensmittelvorräte bei uns und gedenken nicht, eine Hungersnot in Eurem eigenen Haus herbeizuführen.«

Gleichzeitig stieg der Baron von Laroche-Boisseau, den der Leser ohne Zweifel schon erkannt hat, ab und winkte seinen Begleitern. Diese kamen herbei. Es waren Legris, Fargeot und der Piqueur Labranche, alle sehr hungrig und müde von einem sehr langen Marsch in den Gebirgen.

Die Familie Fereol erschöpfte sich nicht in übertriebenen Beweisen von Höflichkeit, wohl aber setzte sich auf einen Wink des Vaters alles in Bewegung, um die Ankommenden zu empfangen und ihnen die Honneurs des Hauses zu ma-

chen.

Die Pferde wurden in den Stall geführt, wo sie vom frisch duftigen Futter fressen konnten, so viel ihnen beliebte. Die Hunde, welche schon angefangen hatten, sich mit denen der Meierei herumzubeißen, wurden mit Ausnahme des Lieblingsspürhundes in einen Schweinekoben gesperrt, wo ein grober, aber reichlicher Futterbret sie für ihre Gefangenschaft entschädigte.

Was die Gäste selbst betraf, so führte Fereol sie in das Haus. Mehrere Scheite Tannenholz wurden in das Feuer geworfen und dann, während die Reisenden sich erwärmten, beschäftigten die Mutter und die Tochter sich flink mit den Zubereitungen zum Abendbrot.

Diese Zubereitungen waren bescheiden. Alle Vorräte bestanden in Speck, Käse und Kastanien und an Getränk gab es weiter nichts als Wasser. Zum Glück hatten Laroche-Boisseau und ganz besonders Legris diesen Fall vorgesehen. Kaltes Fleisch und andere auserlesene Lebensmittel als die des Hauses wurden ausgepackt und auf dem Tisch ausgebreitet.

Es dauerte nicht lange, so nahmen sämtliche Reisende, Herren und Diener, brüderlich teil an diesem Schmaus, der durch Müdigkeit und Hunger gewürzt wurde.

Mittlerweile war die Nacht eingebrochen und eine kleine eiserne Lampe gesellte ihren Schein zu dem des Kaminfeuers. Die Tür war geschlossen und der Wind piffte um das Dach herum.

Während die Reisenden aßen, beendeten die verschiedenen Mitglieder der Familie Fereol ihre Arbeit im Haus, wobei sie einen furchtbaren Spektakel mit ihren Holzschuhen machten, und setzten sich dann hinter die Gäste. Man lud

sie ohne Umstände ein, an der Mahlzeit teilzunehmen. Sie weigerten sich aber mit ernster Miene. Nur der Vater nahm zum Zeichen der Gastfreundschaft ein Glas Wein an, setzte es aber wieder auf den Tisch, nachdem er bloß die Lippen benetzt hatte.

Diese seltsamen Manieren hatten mehrmals Legris' Heiterkeit erweckt. Laroche-Boisseau drängte aber durch seinen strengen Blick den Spott oder das Gelächter zurück, welches ihre Wirte, die ohne Zweifel nicht viel Scherz verstanden, hätte verletzen können.

Nachdem die Mahlzeit beendet war, wollte der Baron sich in ein genaueres Gespräch mit den Bewohnern der Meierei einlassen.

»Nun, Meister Fereol«, hob er in vertraulichem, freundschaftlichem Ton an, »Ihr wohnt hier kaum eine oder zwei Stunden vom sogenannten Sprungwald entfernt, wo sich jene schreckliche Bestie des Gévaudan zum letzten Mal gezeigt hat. Könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob sie seit kurzer Zeit die Gegend verlassen hat?«

»Nicht, dass ich wüsste, Monsieur.«

»Man versichert sogar, sie sei verwundet?«, fuhr Laroche-Boisseau fort, »und dies wäre für uns die günstigste Gelegenheit, denn Ihr habt ohne Zweifel schon erraten, Freund, dass wir in den Mézenc kommen, um auf die Bestie des Gévaudan Jagd zu machen.«

Etwas, das viel Ähnlichkeit mit einem Lächeln hatte, umspielte Fereols Lippen. »Allerdings«, hob er an, »hat man mir erzählt, da sie von einem Forsthüter von Langnac getroffen worden sei. Aber mag das Untier nun getroffen worden sein oder nicht, Ihr Herren, so würdet Ihr jedenfalls besser tun, auf Euer Unternehmen zu verzichten.«

»Wie, lieber Freund«, fragte Legris in spöttischem Ton, »solltet Ihr auch zu denen gehören, welche das Tier für unverwundbar halten?«

»Ich halte es nicht für unverwundbar, Monsieur, «entgegnete Fereol wärmer werdend, »denn ich habe mit meinen eigenen Augen die Spuren seines Blutes auf dem Schnee der Margeride gesehen. Eine Menge Schützen haben es sogar unter ihren Kugeln fallen sehen and geglaubt, es getötet zu haben, aber dennoch kam es zwei oder drei Tage darauf furchtbarer und kräftiger als je wieder zum Vorschein. Seine Wunden hatten sich geschlossen. Es hatte die Kugeln, welche seine Haut durchlöcherten, wie Erbsen von sich geschüttelt, es hatte seine Kraft und seine Wildheit wieder gefunden. Was bedarf es mehr?«, fuhr er mit einem gewissen Grad von Heftigkeit fort; »und zeigt sich hierin nicht der Finger Gottes? Ist es nicht so augenscheinlich, als es sterblichen Augen nur sein kann, als ob dieses furchtbare Tier uns zur Züchtigung für unsere Sünden gesendet wurde, dass es als eine Geißel losgelassen worden war, um den Unglauben, die Lauheit, die Laster und die Gräuel dieser vornehmen Generation zu strafen? Wahrlich, ich sage Euch, mit Euren Kugeln und Flinten, mit Euren Hirschfängern und Messern werdet Ihr diesen Boten der göttlichen Rache nicht töten, sondern nur durch Gebet und Fasten. Kehrt zu Gott zurück, Ihr Gottlosen, und die Bestie wird wieder in den Abgrund hinabgeschleudert werden, aus welchem sie gekommen ist.«

Die übrigen Mitglieder der Familie nahmen diese halb biblische Strafpredigt Fereols mit ehrerbietiger Neigung des Kopfes auf. Legris, der einen Augenblick lang ganz betroffen war, wollte abermals ein lautes Gelächter aufschlagen, als eine Gebärde von Laroche-Boisseau ihn noch rechtzeitig be-

wog, zu schweigen.

»Meister Fereol«, hob der Baron wieder an, »Eure Worte bestätigen die Vermutung, auf welche mich der Anblick der vergoldeten Bilder gebracht hat, welche Eure Frau und Eure Tochter am Hals tragen. Ihr und Eure Familie gehört sicherlich der protestantischen Religion an, nicht wahr?«

Der Herr des Hauses richtete sich stolz in die Höhe. »Was geht das Euch an?«, fragte er. »Habe ich, als ich Euch als meinen Gast und Freund in mein Haus aufnahm, gefragt, ob Ihr und die Euren der stolzen Kirche von Rom oder den armen und zerstreuten Mitgliedern der streitenden Kirche angehört? Aber«, fuhr er in rauem Ton fort, »ich werde niemals meinen Glauben noch meinen Gott verleugnen. Meine Väter wohnten mit der Flinte auf der Schulter und die Hand am Säbelgriff der Predigt bei. Meine Söhne und ich würden bereit sein, es ebenso zu machen wie sie.«

Sein Enthusiasmus spiegelte sich in den Augen der beiden Söhne und selbst in denen seiner Frau und seiner Tochter, welche ihn schweigend anhörten.

Man befand sich augenscheinlich bei den Nachkommen jener furchtbaren Sektierer, welche sechzig Jahre früher unter dem Namen der Kamisarden die Cevennen mit Blut überschwemmten. Genötigt, die großen Mittelpunkte der Bevölkerung zu meiden, wo die königlichen Edikte ihnen die öffentliche Ausübung ihrer Religion untersagten, hatten die Empörer sich in die unzugänglichsten Gegenden des Landes geflüchtet und sich darin festgesetzt. Seit dieser Zeit erstreckte sich die Toleranz der Regierung über sie. Trotz der Strenge der noch in Kraft bestehenden Ordonnanzen bekümmerte man sich nicht allzu sehr um das, was in diesen Einöden vorging. Deshalb hatten die protestantischen Ge-

birgsbewohner ihren früheren unbezähmbaren Fanatismus bewahrt, einen Fanatismus, der umso exaltierter war, als die Verfolgung jeden Augenblick sich gegen sie wieder erneuern konnte.

»Ihr irrt Euch, Meister Fereol«, hob der Baron in ernstem Ton wieder an. »Es liegt durchaus keine Unbescheidenheit in meinen Worten. Doch eben fällt mir ein: Wurde dieser Beiname *Schwert des Gerechten*, den man Eurem Großvater gab und den man heute noch Euch gibt, nicht von einem tapferen Parteigänger getragen, welcher zur Zeit Berwick' und Villars die Leiden des frommen und biedereren Pierre von Varinas teilte?«

Der Meier richtete den Kopf empor. »Ihr habt es gesagt, Monsieur«, antwortete er. »Mein Großvater war eben jener treue Diener, welcher den Grafen, seinen Herrn, während der Verfolgung niemals verließ und lange Zeit mit ihm die Varinasgrotte bewohnte. Sie lebten von Wurzeln und wilden Früchten. Sie schiefen auf ihre Flinten gestützt. Zwanzig Mal sendete man Dragoner aus, um sie gefangen zu nehmen, aber sie entrannen allemal durch ihre Gewandtheit und Unerschrockenheit. Mein Großvater, *Schwert des Gerechten*, den ich während meiner Kindheit gekannt habe, erzählte in meiner Gegenwart oft die Ereignisse jener grausamen Zeit. Ich selbst habe sie später oft meinen Kindern wiedererzählt, denn wir armen Leute sind dem Glauben unserer Väter, dieser standhaften Märtyrer, treu geblieben, während die Herren von Varinas ...«

»Ihr wollt«, sagte der Baron, »von dem letzten Grafen von Varinas sprechen, der, nachdem er katholisch geworden war, auf erbärmliche Weise in der Abtei Frontenac starb. Er wurde aber für seine Abtrünnigkeit grausam gestraft, Meis-

ter Fereol, und das Aussterben seines Stammes ist vielleicht eine Strafe des Himmels gewesen. Es kann Euch nicht unbekannt sein, dass die jüngere Linie der Varinas ihren Glauben gewissenhaft bewahrt hat, und dieser, Fereol, bin ich stolz darauf anzugehören, denn auch ich stamme von jenem unerschrockenen Varinas ab, von welchem Ihr soeben sprach. Ich bin der Baron von Laroche-Boisseau.«

Diese Mitteilung schien auf den Sektierer nicht die ganze Wirkung hervorzubringen, welche der Baron vielleicht erwartete. Die Frau und die Kinder dagegen konnten sich einer Bewegung der Überraschung und Ehrerbietung nicht enthalten. Fereol erhob sich.

»Ich will Euch nicht verschweigen, Herr Baron«, sagte er, »man hat mir von Euch als von einem Mann erzählt, der lau ist in seinem Glauben und sein Erbteil mit den Töchtern der Heiden verprasst. Doch gleichviel! Es ist ein Fest, wenn das Haus des Schwertes des Gerechten den frommen Nachkommen des Grafen von Varinas empfängt. Gesegnet sei dieser Tag!« Er küsste seinem Gast die Hand. Sämtliche Mitglieder der Familie traten nach der Reihe heran, um dem Baron dieselbe Huldigung zu erweisen. Dieses Zeremoniell wurde mit jener puritanischen Steifheit ausgeführt, welche alle Bewegungen der Fereols charakterisierte. Legris aber fiel es nicht mehr ein, darüber lachen zu wollen. Er war höchst betroffen von dem neuen Ernst, welchen sein Gönner zur Schau trug.

Laroche-Boisseau schien sich in der Tat geduldig der Laune seiner Glaubensgenossen anzubequemen. »Mein lieber Fereol«, hob er wieder an, »Ihr müsst Euch gegen die Protestanten der Städte nicht allzu streng zeigen. Die königlichen Edikte verstehen keinen Scherz. Wenn wir nicht mit

Klugheit zu Werke gingen ... aber ich sehe, Ihr runzelt schon wieder die Stirn. Lassen wir daher einen Gegenstand ruhen, über den wir uns vielleicht niemals verständigen würden. Ich will einig mit Euch leben, Meister Fereol, wie es Glaubensgenossen geziemt, und muss Euch vor allen Dingen fragen, ob wir morgen auf Euren Beistand rechnen können. Ich werde eines Führers bedürfen, welcher die Gegend genau kennt, um zu dem sogenannten Sprungwald zu gelangen, in welchen sich, wie man sagt, die Bestie des Gévaudan geflüchtet hat.«

»Also, Herr Baron, Ihr beharrt auf diesem unsinnigen und vielleicht gotteslästerlichen Unternehmen? Ich sage Euch nochmals, dass keine fleischliche Waffe gegen dieses Ungeheuer etwas ausrichten wird. Die Kugeln werden ohnmächtig sein, das Eisen wird sich auf seiner Haut abstumpfen, denn es hat von Gott eine Mission der Rache und Vertilgung empfangen. Doch, es sei«, fuhr Fereol in verändertem Ton fort, »Ihr sollt Euren Wünschen gemäß bedient werden. Hier steht Ruben, der älteste meiner Söhne, der Euch morgen zum Sprungwald führen wird. Vielleicht entschlief ich mich, Euch selbst zu begleiten.«

Ruben, ein schöner Jüngling von beinahe kolossalem Wuchs, gab durch eine Gebärde zu verstehen, dass er diesen Befehl vernommen und ihn pünktlich ausführen würde.

Der Baron dankte dem Vater und dem Sohn.

»Das ist aber noch nicht alles, * fuhr er fort. »Ich suche auch einen Menschen, dessen Entdeckung für mich vielleicht eben so viel Interesse hat, als die des Tieres selbst.

Dieser Mensch kann auch von dem Tiere nicht weit entfernt sein. Es handelt sich nämlich um einen Mann aus dieser Gegend, der lange in den Gebieten von Varinas und Mer-

coire gewohnt hat, aber seit einigen Tagen zum Mézenc zurückgekehrt zu sein scheint. Er hat den Verstand verloren und treibt sich in den Wäldern umher. Er heißt Jean Peyra, ist aber mehr unter dem Namen *Jeannot mit den großen Zähnen* bekannt. Könntet Ihr, mein lieber Fereol, mir vielleicht über diesen Menschen einige Aufschlüsse erteilen?«

Diese Frage brachte auf die protestantische Familie einen gewissen Eindruck hervor. Nur das Haupt derselben bewahrte seine Kaltblütigkeit.

»Herr Baron«, sagte Fereol nach kurzem Schweigen, »seid Ihr, ehe Ihr Euch hierher zu mir begeben habt, nicht in der Schäferei Grandsaigne eingekehrt, welche eine Stunde von hier auf der anderen Seite des Gebirges liegt?«

»Nein, wir kommen geraden Weges von Langogne, wo man uns Eure Wohnung als die Nächste am Sprungwald bezeichnet hat. Aber wozu diese Frage, Fereol?«

»Weil heute Morgen in Grandsaigne ein Trupp Jäger eingetroffen ist, welche gerade wie Ihr die Absicht aussprachen, die Bestie zu verfolgen und die Spuren Jeannots mit den großen Zähnen aufzufinden. Martin, der Meier von Grandsaigne, hat mir dies nicht ganz zwei Stunden vor Eurer Ankunft bei mir gemeldet und mich gleichzeitig um Rat über Dinge gefragt, die ... nur mich etwas angehen. Ihr seid also nicht bei Fremin eingekehrt?«

»Durchaus nicht«, sagte der Baron mit Aufregung, »und ich möchte wohl die unverschämten Jäger kennen, die uns auf diese Weise nachschleichen.«

»Was, Ihr erratet sie nicht?«, rief Legris. »Es ist der Neffe des Priors, das Lamm, wie Ihr ihn nennt! Ich hatte Euch schon gemeldet, dass er nächstens ins Feld rücken wollte. Er hat seinen Vorsatz ausgeführt.«

»Wisst Ihr das gewiss, Legris? In der Tat, es wäre möglich, aber wenn ich mir auch das Interesse erkläre, welches er daran haben kann, Jagd auf den Wolf zu machen, so begreife ich doch nicht die Beweggründe, die ihn veranlassen, Jeannot aufzusuchen.«

»Na, infolge der Gerüchte, welche in Bezug auf die vertraute Freundschaft des Wolfes und des Wahnsinnigen in Umlauf sind, hat man sehr wohl sich nach dem einen erkundigen können, um den anderen ausfindig zu machen.«

»Das ist möglich«, sagte der Baron mit nachdenklicher Miene. »Dies ist eine Konkurrenz, die mir nicht gefällt, obwohl dieser Monsieur Leonce mir nicht sehr furchtbar zu sein scheint. Ohne Zweifel hat er die Absicht, die Jagd morgen früh zu beginnen. Wir werden ihm daher zuvorkommen müssen.«

»Wir können ja aufbrechen, noch ehe es Tag wird, wenn es sein muss.«

Fereol hatte dieses Zwiegespräch ruhig mit angehört.

»Nun, mein lieber Wirt«, hob der Baron wieder an, »wisst Ihr nichts von diesem Jeannot, den ich eben im Interesse unseres gemeinsamen Glaubens sehr wünsche, ausfindig zu machen?«

Fereol zögerte einen Augenblick. »Herr Baron«, sagte er endlich, »Jean Peyra ist ein weitläufiger Verwandter von mir und ich habe Kenntnis von dem Ort, wo man ihn vielleicht antreffen könnte. Aber ich würde mich lieber in Stücke reißen lassen wie die sieben Makkabäer, als seinen Schlupfwinkel verraten, dafern ich nicht weiß, was man von ihm erwartet.«

Laroche-Boisseau erzählte ihm den Streit, der sich wegen der Erbschaft von Varinas erhoben hatte, und versuchte ihm

zu beweisen, dass es für die protestantische Sache von der höchsten Wichtigkeit sei, dass dieses Vermögen zum Nachteil der habgierigen Mönche von Frontenac wieder seinen rechtmäßigen Erben zufalle. Durch diese geschickt angelegte Erzählung wurde der ganze Fanatismus des Bergbewohners erweckt.

»Schmach über die Kirche von Rom!«, rief er. » Seit wann soll die Habe der Kinder Gottes in die gierigen Hände der Kinder Ismaels fallen? Mein Leben und das meiner ganzen Familie würde ich aufs Spiel setzen, Herr Baron, um Euch in dieser schönen Sache Gerechtigkeit zu verschaffen. Unglücklicherweise aber, fürchte ich, wird mein Verwandter nicht mehr imstande sein, zu Euren Gunsten Aussagen zu erstatten, denn die Verirrung seines Verstandes scheint unheilbar zu sein. Vor ungefähr einem Monat kam er hier vorüber und setzte sich vor unserem Hause nieder, welches er früher sehr häufig besuchte. Meine Kinder fürchteten sich vor ihm und wagten nicht, sich ihm zu nähern. Als ich von der Weide nach Hause kam, fand ich ihn noch an derselben Stelle. Ich erkannte ihn sofort trotz seiner Lumpen und seines Elendes. Er erkannte mich auch, aber ich konnte aus ihm nur unzusammenhängende Worte, von blödsinnigem Gelächter begleitet, herausbringen. Er weigerte sich, mit zu mir hereinzukommen. Als man ihm aber Nahrungsmittel brachte, warf er sich mit Heißhunger darüber her und verschlang sie in wenigen Augenblicken. Dann verließ er uns. Seit dieser Zeit irrt er in der Nachbarschaft umher und lebt, man weiß nicht, wovon. Wir begegnen ihm oft, aber er flieht stets bei unserer Annäherung und schlägt sich in das Gestrüpp hinein, wo man ihm nicht folgen kann. Dennoch aber lasse ich, um unserer Verwandtschaft willen, von Zeit zu Zeit an

den Orten, welche er besucht, Brot oder Kastanien hinlegen. Diese Lebensmittel sind am nächstfolgenden Tag allemal verschwunden. Ihr seht, Herr Baron, dass es nicht leicht sein wird, dieses armen Jeannot habhaft zu werden. Übrigens habe ich auch Grund zu glauben, dass es in gewissen Augenblicken sehr gefährlich sein wird, sich ihm zu nähern!«

»Ich will es aber wenigstens versuchen, Freund Fereol«, entgegnete der Baron. »Dort drüben sitzt jemand, welcher verspricht, sich diesem unglücklichen Tollhäusler nicht bloß zu nähern, sondern ihn auch vollständig zu zähmen, sobald man seine Spur aufgefunden haben wird. nicht wahr, Fargeot?«, fuhr er fort, indem er sich zu dem ehemaligen Oberforsthüter wendete, welcher sofort nach Beendigung der Abendmahlzeit sich in die Ecke des Kamins gesetzt hatte.

»Jawohl, jawohl, Herr Baron«, entgegnete Fargeot mit Zuversicht. »Dieser arme Teufel und ich, wir kennen einander schon lange, und ich kenne auch das Mittel, ihn zahm zu machen. Überhaupt war er früher gar nicht so wild, wie er jetzt ist, aber ich stehe dafür, dass er nicht fliehen wird, sobald er nahe genug ist, um mich zu erkennen oder auch nur meine Stimme zu hören.«

Der Bergbewohner verlangte in seiner übertriebenen Achtung vor den Banden des Blutes vom Baron das Versprechen, dass Jeannot, seinem Vetter, kein Leid zugefügt werden würde, und dass man ihn frei und ungehindert wieder gehen lassen wolle, sobald man seine Aussage angehört habe.

Dann wurde verabredet, dass Fereol und Ruben die Jäger den nächstfolgenden Morgen zum Sprungwald begleiten sollten, wo der Wahnsinnige, wie früher, im besten Einvernehmen mit der Bestie des Gévaudan zu leben schien.

»Sehr gut«, hob Legris wieder an, als man sich über verschiedene Einzelheiten verständigt hatte. »Was wir aber tun müssen, Baron, wollen wir schnell tun. Die Nachbarschaft dieses Monsieur Leonce und seiner Leute fängt an, mir sehr ärgerlich zu sein. Wenn der Wolf wirklich verwundet ist, so wird man sehr leicht mit ihm fertig werden. Es wäre von uns unverantwortlich, wenn wir uns zuvorkommen lassen wollten.«

»Nun, Legris«, sagte der Baron, »wir wollen ja beim ersten Tagesschimmer aufbrechen. Was wollt Ihr denn mehr?«

»Ich will nichts, Laroche-Boisseau, gar nichts«, entgegnete Legris verdrießlich. »Jetzt aber, wo gewisse andere Unternehmungen, die Euch am Herzen liegen, einen glücklichen Ausgang zu nehmen scheinen, finde ich Euch sehr lau gegen dieses. Ihr seid weit mehr mit Eurem Jeannot beschäftigt, als mit dem Wolf.«

Der Baron sagte ihm einige Worte in leisem Ton, um ihn zu beschwichtigen.

»Es ist gut, es ist gut! Aber morgen muss ich die Bestie des Gévaudan erlegen. Morgen werden wir sehen, welches Gewicht man auf Euer Wort legen kann.«

Er setzte sich mit schmollender Miene in den Kaminwinkel, während der Baron verächtlich die Achseln zuckte.

Übrigens dauerte die Abendunterhaltung nicht mehr lange. Die Reisenden waren vor Müdigkeit erschöpft und hatten es nötig, neue Kräfte für das kommende Tagewerk zu sammeln, welches allem Anschein nach ein sehr saures werden musste.

Der Baron von Laroche-Boisseau gab daher bald den Wunsch zu erkennen, sich zur Ruhe zu begeben. Ehe aber Fereol diesem Wunsch nachgab, forderte er ihn kaltblütig

auf, sich dem Familiengebet anzuschließen, welches dem patriarchalischen Gebrauch eines jeden Abend zufolge eben stattfinden sollte.

Laroche-Boisseau fühlte wohl, dass eine Weigerung ihren Wirt beleidigen würde, aber seine Gefälligkeit ging doch nicht so weit, wenigstens anderthalb Stunden lang Gebete und Psalmen anzuhören. Er entschuldigte sich daher mit dem Schlaf, dessen er sich nicht erwehren könne, um von dieser Pflicht loszukommen, welcher er, wie er sagte, ohnehin in diesem Augenblick nicht mit der nötigen Sammlung würde nachkommen können.

Fereol runzelte die Stirn, dennoch aber begnügte er sich zu murmeln: »Es steht geschrieben: Das Gebet erfrischt, und fromme Betrachtung belebet den Geist! Gott verzeihe dem Sünder und dem Leichtfertigen!«

Einige Augenblicke später lagen die Reisenden, die einen in den Betten ihrer Wirte, die anderen im Heu des Stalles, wo der Atem der Tiere eine milde Temperatur unterhielt. Noch ein paar Stunden lang konnte man mitten unter dem Brüllen des Windes draußen die ernste und eintönige Stimme des Hauptes der Familie hören, welches seinen Kindern frommen Unterricht und weise Ermahnungen erteilte.

Kapitel VI

DER SPRUNGWALD

Am anderen frühen Morgen, beim ersten Schimmer des Tages, verließen verabredetermaßen die Jäger unter Fereols Führung selbst und seines ältesten Sohnes die Meierei Motte

Rouge, um sich zum Sprungwald zu begeben, wo man Jeannot und seinen furchtbaren Freund, die Bestie des Gévaudan, zu finden hoffte.

Alle waren zu Fuß, denn die Schwierigkeiten und Gefahren des Weges gestatteten nicht, sich in dem Teil der Gegend, in welche man eindringen wollte, der Pferde zu bedienen. Laroche-Boisseau und die, welche ihn begleiteten, trugen Kugelbüchsen. Fereol aber und sein Sohn, die immer noch von der Erfolglosigkeit eines Angriffs auf das Tier überzeugt waren, trugen bloß ihre mit Eisen beschlagenen Stöcke.

Der Himmel war düster und grau. Keine jener glänzenden Farben, welche gewöhnlich das Erscheinen der Morgenröte in den Gebirgen verkünden, war an den hohen Gipfeln zu sehen. Eine neue, während der Nacht gefallene Lage Schnee verdeckte die Ungleichheit des Bodens unter ihrer weißen Gleichförmigkeit. Zum Glück hatte der Wind sich gelegt und der Tag schien ruhig bleiben zu wollen. Die Reisenden folgten genau den Spuren, welche die Führer im Schnee zurückließen. Trotz dieser Vorsicht strauchelten sie fast bei jedem Schritt und hatten große Mühe, nicht zu fallen. Nun aber konnte ein solcher Sturz tödlich sein. Man hatte die gebahnten Wege verlassen. Bald stieg man steile Abhänge, von spitzigen Lavastücken oder Granitnadeln starrend, hinab, bald ging man am Rand von Abgründen hin, deren Tiefe der Blick nicht zu ermessen wagte. Der hartnäckige Schnee, welcher sich an die Füße anhing, schien die Gefahr noch zu vermehren.

Ein düsteres Schweigen herrschte in diesen Einöden und alle lebenden Geschöpfe schienen sie verlassen zu haben. Nicht einmal ein Raubvogel umkreiste die kahlen Felsen-

spitzen. Die Hunde, welche beim Aufbruch aus der Meierei munter und lebhaft den Jägern voransprangen, hatten sehr bald viel von ihrem Eifer verloren, sei es nun, dass die unter dem Schnee verborgenen Lavaspitzen sie in die Pfoten verwundeten oder sei es vielmehr, dass der Mangel an jeder Wildfährte sie bewog, ihre Kraft und ihren Eifer für eine andere Gelegenheit aufzusparen.

So marschierte man seit beinahe einer Stunde und konnte ungefähr eine halbe Meile zurückgelegt haben. Aber immer noch gewährte man nicht den Sprungwald. Legris, der weniger rüstig war als seine Begleiter, begann ärgerlich zu werden.

»Wir nähern uns«, sagte Fereol mit seinem ruhig heiteren Ernst, »aber bei dem Gott Gideons, wenn Ihr Euch schon jetzt über die Mühseligkeit des Weges beklagt, was soll dann werden, wenn wir an den Sprung kommen?«

Es bedurfte noch eines halbstündigen Marsches, um den bezeichneten Ort zu erreichen. Ein dumpfes Geräusch, von einem Wasserfall herrührend, wurde, so wie man näherkam, immer stärker. Als die Reisenden endlich den Gipfel eines steilen Felsens erreichten, den sie soeben mit Mühe erklettert hatten, sahen sie sich plötzlich einer furchtbar erhabenen Natur gegenüber.

Man denke sich vier Berge von ungleicher Höhe in einem Viereck beisammenstehend, sodass ihre Füße auf den ersten Augenblick aneinanderzustoßen schienen. Nichtsdestoweniger lag dazwischen ein hohles Tal gleich einem Abgrund, wo Baumdickichte, Basaltspitzen und seltsam übereinander geschichtete Felsenblöcke das Chaos nachzuahmen schienen.

Der Blick verirrte sich in diesem entsetzlichen Labyrinth,

in welchem wegen der Schneedecke, welche die Landschaft bedeckte, anfangs alles ineinander verschmolzen zu sein schien. Die meisten durch Wasserströme, Lawinen oder auch Windstöße halb losgerissenen Bäume hingen krumm und verdreht einer über dem anderen und waren durch Schlingpflanzen aneinandergefesselt. Kolossale Farnkräuter und tausenderlei stachlige, dornige Sträucher machten dieses Dickicht vollends undurchdringlich.

Mehrere von den Höhen herabkommende Gießbäche stürzten sich in dieses Tal. Der Bedeutendste fiel von dem den Jägern gegenüberstehenden Berge herab und bildete einen Wasserfall oder Sprung, woher dieser Ort den Namen hatte.

Die Kälte war noch nicht allzu streng und diese Gießbäche waren daher noch nicht gefroren, sondern zeichneten sich wie schwarze oder graue Furchen auf dem weißen Schnee-Grund ab. Diese Bäche, welche von allen Seiten herabstürzten, hätten sich im Mittelpunkt des Tales vereinigen sollen. Verloren sie sich hier unter der Erde, wie dies in jenen von Vulkanen verwüsteten Ländern häufig geschieht, oder entwichen sie durch einen Kanal? Dies wusste man nicht, denn die Bäume, die Felsen und das riesige Gras schienen bestimmt zu sein, dieses Geheimnis Gottes den Menschen zu verbergen.

Dies war der furchtbare Ort, den die Jäger mit großer Sorgfalt zu durchsuchen hatten. Auf den ersten Anblick begannen selbst die Zuversichtlichsten am Erfolg dieses Unternehmens zu zweifeln. Dennoch folgte man dem Saum dieses unregelmäßigen Waldes und besuchte die Plätze, wo die Spuren Jeannots und des Wolfes mehrmals gesehen worden waren.

Die aufmerksamsten Erörterungen lieferten aber dennoch kein Resultat. Keine Spur vom Fuß eines Menschen oder eines Tieres war auf dem Schnee wahrzunehmen. Die dadurch entmutigten Hunde dachten nicht daran zu suchen, sondern schlichen traurig umher und reckten die Nasen in die Höhe, als ob sie selbst sich vor den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe fürchteten.

Man machte bei einem jener ungeheuren Basaltblöcke Halt, die, man weiß nicht woher, gekommen sind und sich in jenen verbrannten Gebirgen ziemlich häufig vorfinden.

»Gott stehe uns bei!«, sagte Fereö, »ich begreife nichts mehr. Dennoch aber steht zu bezweifeln, dass der Mann und das Tier diese Gegend verlassen haben.«

»In der Tat«, entgegnete der Baron, »könnten sie auch kaum anderwärts ein sichereres Asyl, eine unzugänglichere Festung finden. Aber kommt, Fargeot«, fuhr er sich zum ehemaligen Forsthüter wendend fort, »der Augenblick ist da, Euer Wort zu halten. An Euch ist es jetzt, diesen furchtbaren Jeannot aufzuspüren.«

»Mein lieber Baron«, sagte Legris lebhaft, »wäre es nicht vielleicht besser, wenn wir uns vorerst mit dem Wolf beschäftigen.«

»Corbleu, Legris! Soll ich Euch denn tausendmal sagen, dass, wenn wir Jeannot ausfindig machen, der Wolf dann auch nicht weit sein kann? Nun, Fargeot«, fuhr Laroche-Boisseau ungeduldig fort, »woran denkt Ihr? Habt Ihr Euch vielleicht einer Gewalt gerühmt, die Ihr nicht besitzt? Ich glaubte, Ihr würdet Euch eifriger zeigen, wenn es gilt, Eure unglückliche Tochter zu rächen.«

Fargeot, welcher träumerisch und unentschlossen zu sein schien, zuckte bei diesem Namen zusammen. »Meine Toch-

ter!«, wiederholte er, indem er rasch den Kopf emporrichtete, »ja, ja, Ihr habt recht, ich zögerte, diesen armen Teufel zu verraten, der sein Vertrauen auf mich gesetzt hatte. Wenn er aber wirklich seinen Schutz dem fluchwürdigen Ungeheuer gewährt, welches meine Tochter gerissen hat, dann mache ich mir kein Gewissen daraus. Ich werde mich sogleich ans Werk machen, und wenn Jeannot hier in der Nähe ist, so werden wir ihn bald sehen.«

»So ist es recht, Fargeot, verliert keine Zeit. erinnert Euch meines Versprechens und des Euren. Wohlan, was sollen wir machen, während Ihr fortgeht, um allein zu manövrieren?«

Fargeot dachte nach. »Wartet, bis ich wiederkomme«, hob er wieder an. »Bis dahin vermeidet, Euch auf den Höhen zu zeigen, und redet nur leise, denn wir haben es mit Burschen zu tun, deren Ohr fein und deren Auge scharf sind. Auch müssen die Hunde gekoppelt werden. Man wird sie nicht eher als bis auf meinen Befehl loslassen. Was mich betrifft, so bedarf ich nicht dieses Gewehres, dessen Anblick Jeannot unvermeidlich veranlassen würde, die Flucht zu ergreifen, wenn wir ihm nämlich begegnen. Die Pistolen, welche ich in der Tasche habe, werden mir im Notfall genügen.«

Er übergab seine Büchse an Labranche und überzeugte sich, dass die Pistolen in gutem Stand und schussfertig waren. Dann knöpfte er seinen Rock fest zu und drang in das Dickicht hinein.

Plötzlich hörte man gerade an der Stelle, wo er soeben verschwunden war, ein furchtbares Geheul, welches das Getöse des Wasserfalles übertönte. Die Hunde spitzten die Ohren und die Jäger konnten eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken.

»Der Wolf! Der Wolf!«, murmelte Legris, indem er seine Büchse spannte.

Laroche-Boisseaus geübtes Ohr hatte aber die Wahrheit erkannt.

»Es ist Fargeot selbst«, antwortete er lachend. »Er hat nicht vergessen, dass man mit den Wölfen heulen muss. Aber still! Lasst uns hören, ob man ihm antworten wird.«

Man wartete mehrere Minuten lang, hörte aber nichts als das dumpfe Grollen der Gießbäche.

Es schien, als ob Fargeot den Platz gewechselt hätte, denn es dauerte nicht lange, so erhob sich das Geheul mit neuer Kraft von einem anderen Punkt. Kaum aber schwieg es diesmal, so wurde es schwach aus großer Entfernung beantwortet.

Fargeot kam aus dem Wald heraus und gesellte sich wieder zu den Jägern.

»Er ist hier«, sagte er in aufgeregtem Ton, »und er hat mein Signal erkannt. Er muss dort unten am großen Wasserfall sein. Geht um den Wald herum und postiert Euch unter Beobachtung der größten Vorsicht auf dieser Seite, während ich mich quer durch das Dickicht hindurchschlagen werde. Wenn ich einen Pistolenschuss abfeure, so kommt alle gleichzeitig, ohne einen Augenblick zu verlieren, herbeigeeilt, nachdem Ihr die Hunde losgelassen habt. Ihr habt mich doch verstanden?«

Man verabredete rasch die verschiedenen auszuführenden Manöver, dann lenkten die Jäger ihre Schritte zum Wasserfall, indem sie den Sims des Gebirges folgten, während Fargeot in den Wald zurückkehrte, wo er sein Heulen und Rufen bald wieder begann.

Wir wollen vor allen Dingen Laroche-Boisseau und den

anderen Jägern folgen. Wie wir gesagt haben, kletterten sie so rasch, wie sie konnten, am Saum des Waldes hin und benutzten alle Ungleichheiten des Terrains, um ihren Marsch dem Feind zu verbergen. Sie beobachteten unbedingtes Schweigen und das Geräusch ihrer Tritte wurde durch den Schnee eingesogen.

Dennoch aber hatten sie einen großen Umweg zu machen und waren noch weit von dem bezeichneten Punkt, als der Baron trotz des von ihm selbst erteilten Befehls, zu schweigen und den Marsch zu beschleunigen, plötzlich stehen blieb und einen Ruf des Erstaunens und des Zornes ausstieß.

»Was gibt es denn?«, fragte Legris, der ihn sofort einholte.

»Schaut hin! sagte Laroche-Boisseau.

Auf dem Abhang des größten der Berge, ganz nahe beim Wasserfall, kamen soeben mehrere Personen zum Vorschein, welche ebenfalls das Ansehen von Jägern hatten.

Zwei kräftige Hunde liefen in Schnee hin und her, als ob sie die Fährte gefunden hätten, welche von denen des Barons gesucht worden war.

Diese Unbekannten bildeten einen etwas zahlreicheren Trupp, als der des Barons war, und schienen alle gut bewaffnet zu sein.

»Zum Teufel! Das ist der Neffe des Priors!«, rief Legris bestürzt.

»Ja, es kann niemand weiter sein als er«, entgegnete der Baron, indem er die Stirn runzelte. »Und scheint Euch nicht wie mir, dass diese Leute gerade in der besten Position sind, um eher als wir vom Wild, sei es Mensch, sei es Wolf, zu profitieren, welches dieser Dummkopf von Fargeot vielleicht aufscheucht?«

»Ja, wirklich, und es ist dies eine Unverschämtheit, aber

wir werden es doch nicht leiden, nicht wahr, Baron? Wir wollen uns schnell zu ihnen verfügen und ihnen andeuten, dass sie sich entfernen mögen oder ...«

»Im Falle es zu einem Streit kommen sollte, würden wir aber vielleicht finden, dass wir nicht die Stärkeren sind, Legris, und trotz Eurer kriegerischen Stimmung würdet Ihr das ohne Zweifel zuerst bemerken. Es würde besser sein, mit List zu Werke zu gehen, wenn es möglich ist.«

»Ich finde Euch sehr lau und geduldig, Laroche-Boisseau«, sagte Legris in unzufriedenem Ton.

In diesem Augenblick holte sie der alte Fereol ein, welcher ein wenig zurückgeblieben war, um den anderen Jägertrupp ins Auge zu fassen.

»Das sind die Leute, die in Grandsaigne eingekehrt waren und für welche ich Euch gehalten hatte«, sagte er lebhaft. »Ich erkenne ganz deutlich Martin, den Meier von Grandsaigne, der ihnen als Führer dient. Der Heuchler! Der Lügner! Er hatte mir versprochen, meinen Vetter nicht zu verraten und hat ihn ohne Zweifel für einige Silberlinge verkauft. Aber bei der Seele meines Vaters! Ich werde mein Blut rächen, wenn Jeannot durch Martins Schuld ein Unglück zustößt.«

Der Puritaner war in diesem Augenblick verschwunden, um dem rachsüchtigen und in seinem Zorn unbezähmbaren Gebirgsbewohner des Mézenc Platz zu machen.

Laroche-Boisseau konnte trotz seines lebhaften Ärgers nicht umhin, zu lächeln. Es schien ihm in der Tat seltsam, dass Fereol sich so erbittert gegen einen anderen um einer Tat willen zeigte, deren er sich selbst schuldig gemacht hatte. Dennoch aber sagte der Baron mit Autorität: »Nur keinen Streit mit jenen Leuten, versteht Ihr mich, Fereol? Gehen wir

weiter und niemand unterstehe sich, mir ungehorsam zu sein.«

Er machte sich mit raschen Schritten wieder auf den Weg, ohne die widerspenstigen Gebärden und zornigen Blicke des alten Sektierers zu bemerken, der durchaus nicht geneigt war, sich vor einer Macht zu beugen, möchte diese sein, was für eine es wollte.

Endlich erreichte man die Stelle, wo Leonce und seine Leute sich gezeigt hatten. Während eines Teils dieses Weges hatte Fargeot mehrmals seine Rufe im Inneren des Dickichts hören lassen. Man hatte ihm auf dieselbe Weise geantwortet. Am Ende aber hatte das Geheul vollständig aufgehört, sei es, dass die beiden Heuler auf einander gestoßen waren, sei es, dass das Tosen des Wasserfalls nun ihre Stimmen erstickte. Übrigens war der Schuss, welcher das Ruf- oder Notsignal sein sollte, noch nicht gehört worden, aber man war immer weiter vorgeschritten, indem man Sorge trug, sich keine Blöße zu geben.

Trotz dieser Vorsicht aber hatten Leonce und seine Begleiter ihre Konkurrenten sehr wohl bemerkt und ihre Jagd war dadurch beunruhigt worden. Sie hatten am Rande eines waldigen Abgrundes Halt gemacht und wagten nicht, sich in denselben zu vertiefen, bevor die Absichten des anderen Trupps ihnen bekannt wären.

Leonce machte beim Anblick des Barons, der voranschritt, eine Bewegung, um sich auf die Defensive zu stellen. Da er sich aber sofort erinnerte, dass sein Onkel ihm empfohlen hatte, jeden Streit mit dem Baron zu vermeiden, so nahm er eine ruhige Haltung an und hielt sich bereit, als Freund oder Feind je nach Umständen zu handeln.

Laroche-Boisseau hatte sich seinerseits die Sache ebenfalls

überlegt. Er war auf die Idee gekommen, dass es pikant sein würde, den Neffen des Priors zum Gelingen seiner eigenen Absichten zu benutzen, was durch die Unerfahrenheit des jungen Mannes sehr leicht gemacht ward. Er rechnete darauf, weit mehr Aussicht zu haben, Leonces Pläne zu durchkreuzen, wenn es ihm gelänge, ihm Vertrauen einzuflößen. Vielleicht nährte er auch die Hoffnung, seinen verhassten Nebenbuhlern auf geschickte Weise zu peinigen.

Deshalb näherte er sich ihm mit lächelndem Mund und grüßte ihn höflich.

»Monsieur Leonce, glaube ich?«, sagte er in fast freundschaftlichem Ton. »Wenn ich mich nicht irre, habe ich schon die Ehre gehabt, Euch in Mercoire zu sehen?«

Leonce gab den Gruß kalt zurück. »Das ist wahr, mein Herr. Unsere Beziehungen aber sind so kurz und so wenig angenehm gewesen, dass es vielleicht besser wäre ...«

»Sie nicht fortzusetzen? Erlaubt mir, dieser Meinung nicht zu sein. Seht, Monsieur Leonce«, fuhr der Baron mit anscheinender Geradheit fort, »ich will nicht an meine Beschwerden gegen die Abtei Frontenac erinnern, obwohl Ihr jetzt vielleicht wisst, wie gerechtfertigt diese Beschwerden waren. Aber warum sollte ein galanter Mann wie Ihr an dieser Angelegenheit teilnehmen? Ihr seid, wie es scheint, seit unserer letzten Begegnung Jäger geworden und ich erinnere mich, dass Ihr in der Tat an dieser verwünschten Bestie des Gévaudan Rache zu nehmen habt. Es führt uns also ein und derselbe Beweggrund hierher. Warum sollten wir, soweit wie die Umstände uns in Berührung bringen werden, nicht gegeneinander die Gesinnungen wechselseitigen Wohlwollens und gute Brüderschaft hegen, durch welche biedere Jäger sich in der Regel auszeichnen?«

Dieser verfängliche Vorschlag stimmte mit Leonces geheimen Absichten ziemlich überein, nichtsdestoweniger aber antwortete er mit einer Miene von Zurückhaltung: »Vielleicht würde ich andere Beschwerden als die der frommen Väter von Frontenac gegen Herrn von Laroche-Boisseau geltend zu machen finden. Doch es sei und ich will sie meinerseits ebenfalls für den Augenblick vergessen. Ich werde mich daher in nichts dem widersetzen, was der Herr Baron versucht, wenn er sich selbst verbindlich macht, während der kurzen Zeit, die wir zusammen verbringen werden, auch meine Projekte nicht zu durchkreuzen.«

»Angenommen, mein Herr! Jeder von uns wird seine vollkommene Unabhängigkeit bewahren – dies ist ausgemacht.«

Sie wurden plötzlich durch den Lärm eines heftigen Streites unterbrochen, der sich zwischen Fereol und dem anderen Meier erhoben hatte. Fereol warf Martin auf energische Weise seinen Meineid, wie er es nannte, vor, und Martin suchte seinerseits schon nach seinem Messer, dieser furchtbaren Waffe, welche der Gebirgsbewohner des Mézenc stets bei sich trägt. Überdies zeigten Leonces aus dem Dickicht herauskommende Hunde den Spürhunden Laroche-Boisseaus die Zähne. Ein Kampf schien zwischen den Tieren ebenso unvermeidlich zu sein wie zwischen den Leuten.

Die Anführer der beiden Trupps beeilten sich zu intervenieren. Einige feste Worte Leonces und des Barons machten wenigstens dem Schein nach dem Streit Martins und Fereols ein Ende. Sie entfernten sich voneinander, indem sie sich düstere Blicke zuschleuderten. Was die Vierfüßler betraf, so genügten einige gut angebrachte Peitschenhiebe, um ihnen jegliche Insubordinationsgelüste zu vertreiben.

»Morbleu! Monsieur Leonce«, sagte der Baron in heiterem Ton, als alles beendet war, »das gute Einvernehmen ist nicht sehr leicht zwischen uns herzustellen! Dennoch aber wird es gelingen, wenn Ihr es ebenso sehr wünscht wie ich. Und um Euch mit einem guten Beispiel voranzugehen, werde ich Euch nicht fragen, woher Ihr diesen herrlichen Bullenbeißer habt, der da im Gebüsch herumschnaubt. Er hat Euch ein schönes Geld kosten müssen, und meiner Treu, in der Zeit, wo wir leben, schneiden die Neffen der Mönche den Edel-leuten das Gras unter den Füßen weg. Doch lassen wir das. Die gegenwärtigen Umstände nötigen uns, unsere Mittel zur Tätigkeit gemeinsam zu machen. Ich werde Euch daher meinen Feldzugplan nicht verhehlen. Dieser Wahnsinnige, den man Jean mit den großen Zähnen nennt, ist hier im Wald versteckt. Da ich das größte Interesse daran habe, mich seiner Person zu bemächtigen, so hat sich einer meiner Leute, der ihn kennt, ihm schon auf die Spur gemacht ...«

»Was?«, rief Leonce, als ob ihm eine große Last abgenommen würde, »es ist also bloß Jeannot, den Ihr hier sucht? Ich hätte geglaubt ... aber«, fuhr er fort, »wenn sich Jeannot in der Tat in dieser Gegend befindet, so ist er auch noch von der Bestie des Gévaudan begleitet. Seht!«

Er zeigte auf breite Spuren im Schnee, welche sich am Abgrund hinzogen. Der Baron erkannte sie sofort, heuchelte aber vollständige Gleichgültigkeit.

»Ganz gewiss«, entgegnete er, »der eine geht nicht ohne den anderen, und dies erklärt uns, Monsieur Leonce, gewisse Umstände in Bezug auf diesen berüchtigten Wolf, welche das gemeine Volk in großes Erstaunen setzen. Was mich betrifft, so werde ich nicht verfehlen, ihm eine Kugel zuzuschi-cken, wenn er mir in den Weg kommt, denn ich weiß wohl,

welchen Preis der Sieger des Tieres beanspruchen

kann. Vor allen Dingen aber liegt mir daran, mich dieses verwünschten Jeannot zu bemächtigen, und zwar um eines Grundes willen, den Ihr später erfahren werdet. Dagegen, Monsieur Leonce«, fuhr er fort, indem er auf Legris zeigte, der sie mit gereizter Miene beobachtete, »seht Ihr dort einen Jäger, welcher Euch harte Konkurrenz zu machen gedenkt.«

Als Legris sah, dass man von ihm sprach, näherte er sich den beiden Sprechenden. Nachdem er leichthin begrüßt hatte, sagte er zu dem Baron mit schlecht verhaltenem Zorn: »Sollen mir denn unserem Unternehmen entsagen, Laroche-Boisseau? Ich möchte es fast glauben, wenn ich die neuen Bundesgenossen sehe, die Ihr Euch gebt.«

Ein Stirnrunzeln seines Gönners ermahnte ihn, einen weniger hohen Ton anzunehmen.

»Man hört Fargeot nicht mehr«, fuhr er fort, »und ich weiß nicht, was ich von seinem Schweigen denken soll. Warum wollen wir nicht einen weniger steilen Abhang aufsuchen, um in diesen schauerlichen Schlund hinabzusteigen?«

»Was mich betrifft, so werde ich an dieser Stelle hinabsteigen«, sagte Leonce entschlossen. »Meine Hunde haben die Fährte wieder aufgenommen und ich muss sie unterstützen. Meinen Jagdgenossen steht es frei, mir zu folgen, wenn sie Lust haben.«

Er näherte sich einem schmalen Sims, der sich am Rand des Abgrundes hinzog. Es war dies der einzig mögliche Weg, um sich von dieser Seite aus nach dem großen Wasserfall zu begeben. Eine Eiskruste und hart gewordener Schnee bedeckte ihn auf einer Strecke von dreißig oder vierzig Schritten und erhöhte noch die Gefahr dieses furchtbaren Fußsteiges.

»Aber das ist ja Wahnsinn!«, rief Legris erbleichend.

»Hört mich an, Monsieur Leonce«, sagte der Baron, »denn ich habe versprochen, Euch ein redlicher Gegner zu sein. Der Weg, den Ihr da einschlagt, ist für kein anderes Geschöpf als höchstens eine Gämse gangbar. Übrigens hat man noch kein Signal gegeben und Ihr habt ebenso viel Aussichten, wenn Ihr hier bleibt ...«

»Erinnert Euch unserer Übereinkunft, meine Herren«, sagte Leonce lebhaft. »Es ist nicht meine Absicht, Eure Maßnahmen zu stören. Stört Ihr daher auch nicht die meinen.«

In diesem Augenblick knallte ein Schuss von der Kaskade her. Dann vernahm man ein durchbohrendes Geschrei, in welches sich ein entsetzliches Geheul mischte.

»Das ist Fargeot!«, rief Legris.

»Es muss Jeannot sein«, sagte der Baron.

»Ich habe das Geheul eines Wolfes erkannt«, sagte Leonce. Gewandt und leichtfüßig sprang er auf den gefährlichen Vorsprung, indem er seine Kugelbüchse über den Kopf hielt, und lenkte seine Schritte zum Wasserfall. Die anderen Jäger blickten ihm nach und erwarteten jeden Augenblick, ihn in den Abgrund hinunterstürzen zu sehen.

Seine Verwegenheit sollte aber ungestraft bleiben. Leonce erreichte das äußerste Ende des Sims, welcher hinter den Wasserfall selbst führte, ging rasch unter dem durch den Fall des Wassers gebildeten Bogen hindurch und erschien unverehrt und wohlbehalten auf der anderen Seite.

Im selben Augenblick sah man ihn sich zwei menschlichen Gestalten nähern, welche sich plötzlich auf dem Abhang des Gebirges zeigten.

Die Zuschauer waren von diesem unerwarteten Erfolg im höchsten Grad betroffen. Legris war der Erste, der seine

Geistesgegenwart wiedererlangte.

»Dieser Weg ist also gangbar«, rief er. »Baron, wir dürfen nicht zaudern. Wenn wir versäumen, diesen Monsieur Leonce einzuholen, so ist er imstande, den Lohn zu gewinnen. Seid Eures Wortes eingedenk und kommt mit mir.«

»Allerdings«, entgegnete der Baron, »wäre es eine Schande für alle, wenn wir diesem jungen Menschen die Sache so gutwillig allein überließen. Er würde sich später rühmen, ein Unternehmen ausgeführt zu haben, vor welchem wir zurückgeschreckt wären. Vorwärts denn, in Teufels Namen!«

Er betrat seinerseits den gefährlichen Sims wie sein Gefährte, der ihm einige Schritte voranging, plötzlich einen lauten Angstschrei ausstoßend verschwand.

Laroche-Boisseau blieb stehen. Legris war von einer fürchterlichen Höhe hinabgestürzt. Zum Glück schien ein Dickicht von Gesträuchen seinen Fall aufgehalten und gebrochen zu haben. Es dauerte nicht lange, so hörte man ihn vom Boden des Abgrundes heraufrufen. Der Baron zögerte anfangs, aber bedenkend, dass die Bergbewohner hinreichen würden, um seinem unglücklichen Freund alle mögliche Hilfe zu gewähren, welche unter den obwaltenden Umständen nötig und möglich wäre, setzte er seinen Weg weiter fort.

Kapitel VII

DER LYKANTHROP

Kehren wir nun zu Fargeot zurück, den wir im dichtesten Teil des Waldes verlassen haben. Er war in dieser Art Urwald nicht weit gekommen, ohne von ernstesten Hindernissen aufgehalten zu werden. Bald war es ein Felsen, den er umgehen musste, bald eine mit Schneewasser angefüllte Höhlung, bald ein Dornestrüpp, welches nur für das Feuer zu taugen schien.

Fargeot besaß, wie wir wissen, noch so viel Korpulenz, dass diese Schwierigkeiten ihm doppelt mühsam zu übersteigen sein mussten. Dennoch aber wiederholte er von Zeit zu Zeit jenes Geheul, welches ihm als Erkennungszeichen mit dem Lykanthrop dienen sollte, und da man nicht aufhörte, ihm zu antworten, so verlor er auch den Mut nicht.

Dennoch aber kam ein Augenblick, wo er sich in tödlicher Verlegenheit sah. Er war an dem Rand eines schlüpfrigen Felsens angelangt, unter welchem man einen unterirdischen Wasserstrom brausen hörte. Das Dickicht, welches Fargeot durchschritten hatte, hatte sich hinter ihm geschlossen, so dass es ihm ebenso unmöglich schien, sich vorwärts oder rückwärts zu bewegen.

In seiner Verwirrung stieß der dicke Mann das gewohnte Geheul aus. Diesmal aber antwortete man ihm nicht in demselben Ton, sondern nur ein spöttisches, blödsinniges, seltsames Gelächter ließ sich in kurzer Entfernung hören.

Fargeot schaute sich sehr aufmerksam um, ohne etwas zu sehen. Als aber das spöttische Gelächter mit noch entschiedenerem Ausdruck von Ironie und Schadenfreude wieder

anhob, erkannte er endlich dicht am Fuß der Gebüsche, welche ihm eine unübersteigbare Schranke entgegenstellten, ein bärtiges, scheußliches Antlitz mit langen, hervorragenden Zähnen, und dessen rotes, durchbohrendes Auge sich auf ihn heftete. Der ganze übrige Körper war unsichtbar, nur dieser scheußliche Kopf zeigte sich unbeweglich einen halben Fuß hoch über dem Boden zwischen dem Ginster und dem Gestrüpp.

Vielleicht fühlte Fargeot in diesem Augenblick seine Unruhe sich verdoppeln, doch hütete er sich wohl, diesen Eindruck kundzugeben. Im Gegenteil gab er seinen Zügen den ganzen Ausdruck von Sicherheit und Freundlichkeit, dessen sie fähig waren, und sagte in gewinnendem Tone: »Guten Tag, Wolf! Es ist ein Wolf, der dich besuchen will. Willst du mir nicht helfen, mich hier herauszuarbeiten?«

Der Wolfmensch fuhr aber fort zu grinsen, als ob der Anblick der Verlegenheit seines ehemaligen Freundes ihm sehr ergötzlich wäre.

»Ah, empfängst du mich auf diese Weise?«, sagte der arme Fargeot. »Wohlan, höre, Wolf! Du musst hungrig sein wie immer. Ich habe in meiner Tasche ein großes Stück Brot, welches ich für dich aufgehoben habe.«

Der bärtige Kopf schüttelte seine borstige Mähne und antwortete mit kaum verständlicher Stimme, aber in augenscheinlichem Zorn: »Die Wölfe fressen kein Brot, sondern Hammelfleisch und dann ... und dann auch noch etwas.«

Dies wurde auf eine Weise gesagt, dass Fargeot nicht umhinkonnte, zu schaudern.

»Na, werde nicht böse«, hob er wieder an, »man hat bei deinem Wolfshandwerk Fasttage, wo man isst, was man findet, und du musst hier oft fasten.«

Dieses Argument schien dem Wahnsinnigen einzuleuchten. Er erweiterte mit seinen beiden hufartigen, behaarten Händen die Passage, die in dem Gebüsch entstanden war und sagte dann mit seiner heiseren Stimme: »Nun gut! So komm mit zu den Wölfen, du wirst mir dein Brot geben und wir werden freundschaftlich plaudern.

Es ist noch einer da, mit dem ich nicht zufrieden bin. Ich werde dir die Sache erzählen. Komm!«

Er kroch wieder in das Dickicht hinein.

Fargeot schickte sich an, ihm zu folgen. Seinerseits in das von dem Wolfmenschen gemachte Loch kriechend, bewegte er sich wie dieser auf den Händen fort. Ohne Zweifel musste diese Art zu gehen ihm sehr ermüdend scheinen, aber es war wirklich die einzig ausführbare in diesem beinahe undurchdringlichen Wald.

Unglücklicherweise besaßen die Kleider des Forsthüters unter diesen Umständen nicht die Bequemlichkeit des einfachen Kittels von Sackleinwand, welcher das ganze Kostüm des Wahnsinnigen ausmachte. Jeden Augenblick wurde Fargeot durch niedrige Zweige und stachelige Äste aufgehalten, die ihn wie ebenso viele hartnäckige Widerhaken packten. Nur die Notwendigkeit und ein geheimes Verlangen nach Rache gaben ihm den Eifer, der notwendig war, um diese Hindernisse zu überwinden.

Dennoch wäre es ihm vielleicht unmöglich geworden, dem Wolfmenschen zu folgen, der mit unglaublicher Leichtigkeit so vor ihm herkroch, wenn dieser nicht von Zeit zu Zeit Halt gemacht hätte, um zu horchen. Es schien, als ob etwas Ungewohntes dann und wann die Neugier, wenn auch nicht das Misstrauen Jeannots erweckte. Der arme Forsthüter benutzte diese Augenblicke, um aufzuatmen.

Bald aber ließ der Wahnsinnige, ohne Zweifel beruhigt durch die Gedanken, dass er in diesem Labyrinth von Felsen und Gebüsch unangreifbar sei, sein spöttisches Gelächter wieder hören und setzte seinen Weg weiter fort.

Endlich kam man aus dem tiefen Teil des Waldes heraus und erkletterte den Abhang des Berges. So wie man höher kam, wurde der Wald weniger dicht. Obwohl Jeannot noch beharrlich auf den Händen lief und damit einer schon seit langer Zeit angenommenen Gewohnheit folgte, so benutzte Fargeot doch die Gelegenheit, um sich auf seine Füße aufzurichten und auf die Weise zu gehen, welche unter menschlichen Wesen die gebräuchliche ist.

Übrigens waren seine Kleider zerfetzt, er atmete aus keuchender Brust und große Schweißtropfen fielen von seiner Stirn auf den Schnee.

Man stieg einige Augenblicke lang bergauf. Trotz der Steilheit der Bergwand bot der Weg doch keine unübersteiglichen Schwierigkeiten mehr dar. Fargeot musste sich allerdings noch manchmal an den Farnkrautbüscheln festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, aber wurde doch nicht wie vorher von tausend scharfen Spitzen geritzt. Man befand sich nun sehr nahe beim Wasserfall und wurde vom feuchten eisigen Nebel durchnässt, welcher davon aufstieg. Es schien zuweilen sogar, als ob man unter die Ströme von weißem Schaum hineinkommen müsste, welche mit lautem Getöse vom Felsen hinwegsprangen, indem sie zwischen sich und diesen einen breiten leeren Raum ließen, der durch den furchtbaren Sims eingenommen wurde, welchen wir bereits kennen.

An der Stelle des Berges, wo das Gesträuch dünn und dürftig zu werden begann, machte Jeannot, der immer noch vo-

ranging, endlich Halt. Er drehte sich um, um seinen Gefährten zu erwarten, der ihn keuchend einholte. Dann glitt der Wahnsinnige, einige Ginsterbüschel auf die Seite drückend, in eine von außen kaum sichtbare Felsenhöhle.

Ehe Fargeot sich an diesen verdächtigen Ort wagte, warf er einen raschen Blick um sich herum. Kein Jäger war sichtbar. Wenn ein Streit entstand, so hätte er allem Anschein nach nur auf sich selbst zu zählen gehabt.

Nichtsdestoweniger schreckte er vor dieser Eventualität nicht zurück und drang entschlossen in die Grotte hinein.

Diese Art von natürlichem Gewölbe war sehr dunkel. Ein starker Wildgeruch gab Grund zu der Vermutung, dass sie gewöhnlich auch noch andere Geschöpfe aufnahm als menschliche.

Bald jedoch gewöhnte sich das Auge an dieses Halbdunkel und er konnte die Wohnung seines Freundes genauer mustern.

Diese Höhle, deren Höhe die Körpergröße eines gewöhnlichen Menschen überstieg, hatte acht oder zehn Schritt Tiefe. Es herrschte hier eine ziemlich milde Temperatur und die Auskleidung von Laub ließ keine Feuchtigkeit durchdringen. Man sah hier weder Kleidungsstücke noch Vorräte irgendeiner Art. Nur eine dichte Schicht von Laub und Moos bildete ein weiches Bett, welches intelligente Voraussicht verriet.

Fargeot hatte indessen nicht Zeit, lange Beobachtungen anzustellen.

Sein Begleiter hatte sich im Hintergrund der Grotte niedergesetzt und sagte mit wilder Gier: »Das Brot! Das Brot! Schnell! Der Wolf will fressen, der Wolf ist hungrig.«

Der Forsthüter zog aus seiner Tasche ein großes Stück Brot,

welches Jeannot mit seinen beiden schmutzigen Händen packte und mit wildem Heißhunger zu verschlingen begann. Mit wenigen Bissen war alles verzehrt und der Appetit des Lykanthrop schien noch nicht befriedigt zu sein.

Fargeot sagte in sanftem Ton zu ihm: »Wie mir scheint, Wolf, hast du lange gefastet. In der Tat musst du in diesem erbärmlichen Land nur sehr magere Mahlzeiten finden! Ich wollte wetten, dass Du seit drei Tagen nichts gefressen hast.«

»Das ist wahr«, entgegnete Jeannot, indem er mit seinen großen Augen blinzelte. »Der andere trägt sich schlecht gegen mich, er bringt mir nichts mehr. Er hält weit von hier gute Mahlzeit und kommt nicht eher wieder zu mir, bis er eine Wunde wegbekommen hat. Dann muss ich ihn pflegen. Er ist ein Undankbarer, ein schändlicher Undankbarer!«

»Der andere!«, wiederholte Fargeot im Ton der Verwunderung, obwohl er die Worte des Wahnsinnigen recht gut verstand. »Von wem sprichst du denn, Jeannot?«

Als der Wahnsinnige seinen Namen hörte, bekam er einen plötzlichen Anfall von Wut. »Ha!«, hob er plötzlich wieder an, »willst du vielleicht auch behaupten, dass ich ein Mensch sei und ich Jeannot heiße? Wenn ich glaubte ...« Er schwieg plötzlich, sein Blick wurde starr. Es war, als ob die Gegenwart seines ehemaligen Herrn unklare und ferne Erinnerungen in ihm erweckte. »Zuweilen«, hob er mit gedankenvoller Miene wieder an, »scheint es mir in der Tat, als wäre ich sonst ein Mensch gewesen und hätte Jeannot geheißen. Wenigstens lebte ich unter Menschen, aß Brot und schlief in Häusern. Aber vielleicht habe ich dies alles nur geträumt.«

Fargeot sah in diesen Worten einen Beginn der Rückkehr zur Vernunft und wollte diesen lichten Augenblick benut-

zen, um die Aufschlüsse zu erhalten, welche er zu suchen gekommen war. »Ganz gewiss bist du ein Mensch gewesen«, sagte er in bestätigendem Ton. »Erinnerst du dich nicht mehr, auf der Meierei in Varinas mein Knecht gewesen zu sein? Hast du denn meine Frau Margarethe, die Amme des kleinen Vicomte, meine Tochter Marion und deinen Kameraden Simon Granget vergessen, mit welchem du dich so oft geschlagen hast, weil er seine Schafe davonlaufen ließ und dich dann beschuldigte, sie ihm gestohlen zu haben?«

Jeder dieser Namen brachte einen lebhaften Eindruck auf den Wolfmenschen hervor. Sein bestialisches Gesicht verriet Nachdenken.

Ermutigt durch diesen Erfolg fuhr Fargeot fort: »Eben fällt mir noch ein Umstand ein, der deinem Gedächtnis nicht entschwunden sein kann. Erinnerst du dich noch des Abends, wo jener arme kleine Knabe, der Vicomte Varinas, verschwand? Man hat immer geglaubt, er sei durch einen Zufall ums Leben gekommen, aber du wusstest, du hattest gesehen ...«

»Weder ich noch der andere haben den Knaben gefressen«, sagte Jeannot, wie durch seine Erinnerungen hingerissen. »Die Wölfe waren nicht da, es gab noch keine Wölfe. Aber ich begegnete am Abend dem Mönch, welcher mit einem anderen Mann zum Schloss hinaufging. Der Mönch war es, der den Knaben mit fortnahm, das weiß ich ganz gewiss.«

»Ah, das ist ein Geständnis, welches sehr wichtig ist!« rief Fargeot alle Zurückhaltung vergessend. »Wohlan, höre mich an, Jeannot. Verstehe dich dazu, vor Leuten, die nicht sehr weit von hier sind, zu wiederholen, was du soeben in Bezug auf den Mönch gesagt hast. Und zum Lohn dafür wirst du gut bewirtet werden. Du sollst Brot und Fleisch be-

kommen.«

Er schwieg, als er gewährte, dass er allzu schnell auf die Intelligenz des Lykanthrop gerechnet hatte. Dieser, der durch diese verführerischen Versprechungen einen Augenblick lang versucht worden war, hatte plötzlich wieder seine wilde Miene angenommen.

»Ich bin kein Mensch«, sagte er wütend, »ich bin ein Wolf. Sieh meine Klauen an, sieh meine Zähne an. Muss ich dich denn zerreißen und fressen, um dir zu beweisen, dass ich ein Wolf bin?« Gleichzeitig streckte er seine mit spitzigen, eines wilden Tieres würdigen Nägeln bewaffneten Hände aus und knirschte mit den langen spitzigen Zähnen, welchen er seinen Beinamen verdankte.

Fargeot fühlte unter seinen Kleidern nach den Kolben seiner Pistolen, um im Notfall bereit zu sein. Dennoch aber antwortete er indem er sich bemühte, seine Furcht zu verhehlen: »Nun wer sagt dir denn das Gegenteil? Man sieht es wohl, dass du ein Wolf bist, und zwar einer von den furchtbarsten, die es geben kann. Bist du es nicht, den man die Bestie des Gévaudan nennt und vor dem das ganze Land erzittert?«

Diese seltsame Schmeichelei schien Jeannots Manie auf ganz besondere Weise zu kitzeln. »Nein, nein«, antwortete er im Ton falscher Bescheidenheit, indem er seinen dicken Kopf auf seinem schuppigen Hals hin- und herwiegte, »ich bin es nicht, das ist der andere. Und dennoch, wo wäre er, frage ich dich, wenn er mich nicht hätte? Wer würde ihm die Türen öffnen, damit er in die Häuser kann? Wie wollte er den Schlingen aus dem Weg gehen, welche man ihm überall legt? Wer würde ihm zeigen, wie er sich bei den großen Treibjagden verstecken muss? Wer würde seine Wunden

verbinden, wenn er sich von den Jägern hat ertappen lassen? Er ist so hartnäckig, so unklug. Ohne mich wäre er schon längst zwanzigmal tot. Und dennoch, wenn du wüsstest, wie schlecht er an mir handelt. Wir zanken uns unaufhörlich, denn er denkt nur an sich. Er ist ein Undankbarer, sage ich dir. Und dennoch habe ich ihn aufgezogen, ich könnte beinahe sagen, dass ich sein Vater bin!«

»Aber, Wolf, wenn er so schlecht ist, warum verlässt du ihn dann nicht?«

»Ich kann nicht«, entgegnete der Lykanthrop in einem wehmütigen Ton, der sich in einem solchen Falle sehr seltsam ausnahm. »Er ist stärker als ich. Es ist so lange her, dass wir Freunde sind! Früher hatte ich Verwandte unter den Menschen. Es ist mir sogar, als wäre ich ganz kürzlich erst einem in dieser Gegend begegnet. Aber ich hasse die Menschen so sehr, und dann, da man doch immer jemanden lieben muss, weißt du. So habe ich mich an ihn angeschlossen. Ist es daher nicht eine Schande, dass er sich so schlecht beträgt? So ist er zum Beispiel in diesem Augenblick fortgelaufen, aber er wird bald wiederkommen, denn soeben habe ich am Saum des Waldes einige jener Jäger gehört, die uns unaufhörlich auflauern. Wohlan, du wirst sehen, dass er mir keine Hammelkeule, keinen Hasen, kein Kaninchen mitbringt, wie ein anderer tun würde. Dagegen wird er in der schlechtesten Laune sein, weil er vielleicht einen Schuss oder einen Biss von einem Hund oder einen Stich mit einem Hirschfänger bekommen hat. Dann will er allemal den anderen Tag schon von seiner Wunde geheilt sein! Dann muss ich ihn verbinden, ihm das Blei herausziehen, auf die Gefahr hin, selbst von ihm gebissen zu werden, denn siehst du, oft schon er mich nicht mehr als einen anderen.«

Während der arme Wahnsinnige diese Klagen im Ton verkannter Zuneigung aussprach, traten ihm die Tränen in die Augen.

Diese unglaubliche Verirrung der menschlichen Gefühle schien jedoch Fargeot nicht zu rühren, der mit verstellter Gleichgültigkeit wieder anhob: »Na, Wolf, mein Freund, du sprichst von Hammeln, von Hasen und von Kaninchen. Sind dies denn die einzigen Dinge, welche Ihr hier schmaust?«

Jeannot lächelte mit geheimnisvoller Miene. »Ich darf es nicht sagen«, antwortete er leise. »Alle Jäger würden dann auf mich ebenso Jagd machen, wie sie auf ihn Jagd machen, anstatt dass die Dummköpfe mich für einen Menschen halten und ruhig gehen lassen, wenn sie mir bei den Treibjagden begegnen. Ist das nicht ganz spaßhaft, dass sie mich für einen Menschen halten? Ja, ja«, fuhr er in vertraulichem Ton fort, »wir schmausen auch oft einen von diesen verwünschten Menschen, aber das darf man nicht sagen – das ist ein Geheimnis.«

»Und bist du es nicht«, fragte Fargeot schaudernd, »der du im Wald von Mercoire meine Tochter, meine arme Marion zerrissen hast?«

»Nein, das bin ich nicht gewesen«, entgegnete der Wahnsinnige. »Das war auch ein Streich von dem anderen. Ich hatte es bloß auf die vornehme Dame abgesehen, die so böse ist, die immer eine Flinte bei sich führt. Bloß zum Spaß hatte ich ihm deine Kleine versprochen, aber er versteht einmal keinen Spaß. Er nahm die Sache ernst und auch diesmal war ich nicht der Stärkste.«

»Du hättest ihm die Lunge, die Augen ausreißen, du hättest um Hilfe rufen sollen!«

»Ja, wenn ich ein Mensch wäre! Aber wir Wölfe handeln

nicht auf diese Weise. Das weißt du recht wohl.«

»Du hättest mich wenigstens wecken sollen«, rief Fargeot mit Nachdruck, jede Klugheit beiseite setzend, »Du hättest mich warnen sollen, mich erbärmlichen Vater, der ich betrunken und schlafend nur wenige Schritte entfernt lag, während jenes teuflische Tier meine Tochter riss. Aber ich werde sie rächen, dieses arme, unschuldige Kind, das ich während seines ganzen Lebens so unglücklich gemacht habe! Ja, ich werde nicht eher von hier fortgehen, bis ich mich gerächt habe! Aber rufe es doch, dieses fluchwürdige Ungeheuer, welches mir meine liebe Marion geraubt hat! Wo ist es? Ich erwarte es. Warum kommt es nicht?«

Der Wolfmensch verstand diese Worte vielleicht nicht ganz deutlich, aber dennoch begann eine Wolke des Argwohns sich über seine stumpfsinnigen Züge zu lagern.

Fargeot ließ sich dadurch nicht beunruhigen und hatte sich mit herausfordernder Miene erhoben.

Plötzlich, als ob der Himmel seinen eifrigen Wunsch hätte erhören wollen, ließ sich ein leichtes Rascheln in dem Gesträuch vernehmen, welches den Eingang der Grotte verschloss.

Ein ungeheures Tier glitt verstohlen durch das Laubwerk hindurch, blieb aber gleich bei den ersten Schritten stehen und begann zu knurren, als ob ein neuer Gegenstand sein Misstrauen und seinen Zorn erweckt hätte. Sein gewaltiger Schattenriss hob sich von der leuchtenden Öffnung der Grotte ab und seine Augen funkelten wie zwei in einen glühenden Schmelzofen gebohrte Löcher.

Fargeots Aufregung legte sich sofort. Er stand stumm und unbeweglich da.

Der Wahnsinnige dagegen schien alles Übrige zu verges-

sen. Indem er sich auf Knien und Händen zu dem Tier hinschleppte, sagte er in gutmütigem Ton: »Nun, Herumtreiber, wo kommst du denn her? Hast du vielleicht wieder einen Hieb wegbekommen? Aber dennoch stehst du munter und guter Dinge da, als ob es auf der ganzen Welt keine Jäger mehr gäbe! Ich wette, dass du dich in den Schnee gelegt hast, um deine letzte Wunde frisch zu erhalten. Es ist erstaunlich, wie wohltätig der Schnee für dich ist. Aber was hast du denn, dass du so knurrst und dass sich dir das Haar sträubt? Der, den du hier siehst, ist ein Freund. Er ist ein Wolf wie wir. Also komm nur herein, sage ich dir, und fürchte nichts.«

Trotz dieser Aufforderung aber kam das wilde Tier nicht näher. Seine Flammenaugen schienen das Innere der Grotte zu erleuchten.

Mittlerweile erholte sich Fargeot allmählich von seinem Schrecken. Zorn und der Wunsch, sich zu rächen, beherrschten bald seinen ersten Eindruck von Furcht. Er bewaffnete verstohlen jede seiner Hände mit einer Pistole.

»Jeannot«, stammelte er, »ist dies das Ungeheuer, welches ... ist dies die Bestie des Gévaudan?«

Ohne auf die Antwort zu warten, zielte er auf das wilde Tier.

Jeannot aber warf, die Furcht, welche der Anblick von Schusswaffen ihm gewöhnlich einjagte, überwindend, sich blindlings dazwischen. Als der Schuss losging, fuhr die Kugel in die Wand der Grotte.

Der Wolf schien durch den Knall mehr gereizt als erschreckt zu werden. Sein dumpfes Knurren verwandelte sich in ein fürchterliches Geheul. Er lief vorwärts, sei es, um seinen Kameraden zu schützen, sei es, um seine eigene Beleidigung zu rächen.

Der Wahnsinnige klammerte sich immer noch an Fargeot und hinderte ihn, von seiner zweiten Pistole Gebrauch zu machen.

»Hierher, Wolf!«, rief er mit seiner heiseren Stimme. »Wir sind verraten! Es ist kein Wolf ... es ist ein Mensch, es ist ein Jäger ... er hat kleine Flinten. Rächen wir uns! Wir müssen ihn zerreißen ... wir müssen ihn fressen! Er ist unser!«

Die Grotte war von Rauch angefüllt und man konnte nicht sehen. Es fand ein furchtbarer Kampf im Finsternen statt. Fargeot war es, als ob Stahlspitzen sich in sein Fleisch eingraben. War es das Tier oder war es Jeannot, der ihn so lebendig zerriss? Er wusste es nicht, aber leistete aus allen Kräften Widerstand. Da er sehr stark und rüstig war, so konnte man ihn nicht niederwerfen.

Er drängte trotz der Anstrengungen seiner Feinde zum Ausgang der Grotte hin und schrie: »Zu Hilfe! Zu Hilfe, Jäger! Hier ist die Bestie! Hier ist Jeannot! Sie sind da! Kommt mir zu Hilfe!«

Dennoch aber war es zweifelhaft, ob Fargeot, mit Bissen bedeckt und sein Blut aus tausend Wunden verlierend, so mit der Wucht seiner Gegner belastet aus der Grotte herauskommen würde.

Der Instinkt der Selbsterhaltung, der Rachedurst gaben ihm in diesem furchtbaren Augenblick ein Mittel ein. Er hatte noch eine Pistole. Die Hand aber, welche dasselbe hielt, war kräftig gepackt. Dennoch drückte sein Finger es ab und der Schuss ging los. Die Kugel traf ebenso wie die erste niemanden, die Flamme des Pulvers aber hatte die Haare des Wolfes versengt, welcher einen Augenblick seine Beute losließ.

Fargeot fühlte eines seiner Beine plötzlich wie vom Druck

eines Schraubenstockes befreit. Er benutzte diesen Umstand, um sich auch des Lykanthrop zu entledigen, den sein langes Fasten und seine Lebensweise, so lange er allein war, eben nicht sehr furchtbar machten, und eilte aus der Grotte hinaus, indem er fortfuhr, um Hilfe zu schreien.

Obwohl er aber das Licht des Himmels wiedersah, so war doch noch nicht alle Gefahr für ihn vorüber. Er sah sich auf einem Plateau von einigen Fuß Flächeninhalt, welche sich vor der Grotte hinzog. Unter ihm lag der stachlige, beinahe undurchdringliche Wald, wo seine Feinde nicht verfehlen konnten, ihn bald wieder einzuholen. Über ihm erhob sich der kahle, senkrechte, unzugängliche Felsen.

Dennoch aber gestatteten die Umstände keine lange Überlegung. Der Mann und der Wolf eilten herbei, um den Kampf wieder zu beginnen. Nun bemerkte Fargeot den Felsenrand, welcher unter dem Wasserfall hinwegführte.

Zu jeder anderen Zeit wäre er vor der Schwierigkeit dieses einzigen Rettungsweges zurückgebebt, aber die Not drängte ihn und er wagte sich taumelnd auf den Sims.

Kaum hatte er einige Schritte getan, als er unter der durch den Wasserfall gebildeten Wölbung hervor Leonce von Goudarts Hunde gefolgt auf sich zukommen sah.

»Zu Hilfe! Zu Hilfe!«, rief der unglückliche Forsthüter, dessen Kräfte erschöpft waren und der auf dem feuchten Felsen zusammensank.

Die Hilfe aber sollte zu spät kommen. Fargeot lag wie vernichtet am Rand des Abgrundes, als er plötzlich einen schweren Körper sich auf ihn werfen fühlte.

Es war Jeannot, der ihm nachgeeilt war und ihn mit neuer Wut packte. Hinter ihm zeigte die Bestie des Gévaudan ihren dicken, struppigen Kopf.

Ein Gedanke der Verzweiflung durchzuckte den Forsthüter. Anstatt den Wolfmenschen zurückzustoßen, der ihn wütend biss, umschlang er ihn mit einem seiner Arme, während er mit der anderen Hand das reiße Tier zu fassen versuchte. In der Tat gelang es ihm auch, sich des Beines des Ungeheuers zu bemächtigen. Sofort begann er sich krampfhaft zu winden, um seine beiden Feinde zum Abgrund hinzuzerren.

» Ha!«, rief er mit gebrochener Stimme, »wir werden alle zusammen umkommen und meine Tochter wird gerächt sein!«

Die anderen aber hatten seine Absicht wohl begriffen und stemmten sich, um sich auf dem schmalen Vorsprung zu halten, welcher der Schauplatz des Kampfes war. Eine gewaltige Anstrengung des Wolfes und ein Biss, der dem unglücklichen Fargeot die Hand zerbrach, machte das Tier frei. Dagegen aber umschlang der Forsthüter Jeannot nur umso fester.

Letzterer versuchte umsonst, sich an den Felsen zu klammern, dessen feuchte Oberfläche von seinen starken Nägeln zerkratzt wurde.

Plötzlich schien der Boden unter ihnen zu weichen. Sie blieben einige Sekunden lang, sich fest an einander anklammernd, über dem Abgrund schweben. Bald aber wurde der Wolfmensch matt und ließ plötzlich los.

Beide stürzten in den Abgrund hinunter und verschwanden in den Schaumwolken des Wasserfalles.

Diese Ereignisse, der Kampf und die Katastrophe waren in weniger Zeit geschehen, als wir gebraucht haben, um sie zu erzählen.

In diesem Augenblick kam Leonce, begleitet vom treuen

Castor und von Weitem gefolgt von dem Baron von Laroche-Boisseau, dessen Gang auf diesem trügerischen Abhang weit vorsichtiger war.

Leonce hatte wohl von der anderen Seite des Wasserfalls die beiden Männer und ihren erbitterten Kampf gesehen, war aber, mit der Sorge für seine eigene Sicherheit beschäftigt, nicht imstande gewesen, sie mit Muße zu beobachten. Als er daher den Platz erreichte, wo sie kurz vorher sich befunden hatten, wunderte er sich nicht, sie nicht mehr zu sehen. Er glaubte, sie seien hinter einer Erhöhung des Terrains oder hinter einem dichten Gesträuch verborgen und würden bald wieder zum Vorschein kommen.

Übrigens nahm auch gleich von vorn herein eine wichtige Tatsache seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand ein Wolf von riesiger Größe über den Abgrund gebeugt, auf dessen Boden er, ein wehklagendes Geheul ausstoßend, hinabschaute.

Man wird leicht begreifen, dass es Leonce noch ein wenig an Geistesgegenwart fehlte. Er zögerte, in diesem Tier, welches sich so unerwartet seinem Blick darbot, jene furchtbare Bestie des Gévaudan zu erkennen, deren Tod auf so herrliche Weise belohnt werden sollte. Vielleicht trug auch die unvermeidliche Gemütsbewegung eines jeden, der als Jäger noch Neuling ist, zu seiner Untätigkeit bei.

Dennoch aber dauerte es nicht lange, so erlangte er seine Kaltblütigkeit wieder.

Das ist die Bestie, dachte er, das muss sie sein! Er legte seine Kugelbüchse an, um zu schießen.

Schon aber war das Tier, dessen Wachsamkeit durch einen außerordentlichen Umstand eingeschläfert worden, wieder aufmerksam. Es drehte den Kopf herum und schoss auf den

unbeweglichen Leonce jenen bestrickenden Blick, dessen Glanz so wenige zu ertragen vermochten. Dann aber hörte es auf zu heulen und kletterte den mit Gestrüpp bedeckten Abhang hinunter, der zum Gehölz führte, in welchem es einen sicheren Schlupfwinkel finden musste.

Leonce zielte immer noch, unglücklicherweise aber schlüpfte es hinter die Farnkräuter und die Erhöhungen des Bodens mit einer Gewandtheit, die es ohne Zweifel einer langen Erfahrung verdankte. Der Jäger konnte daher nicht mit Hoffnung auf Erfolg schießen. Das Tier selbst befand sich schon in einer ziemlichen Entfernung am äußersten Saum des Waldes, als er abdrückte. Die Kugel riss eine Furche in das undurchdringliche Fell des Tieres und einige Haarbüschel stoben in die Höhe. Der Wolf knurrte und schleuderte einen flammenden Blick auf den jungen Jäger. Dennoch aber drang er, nachdem er nur einen Augenblick Halt gemacht, in das Dickicht ein und verschwand. Castor hatte das Tier gesehen und verfolgte es eifrig.

»Hallo! Hallo!«, rief Leonce vor Aufregung zitternd, »ich habe es getroffen, ich weiß es bestimmt ...«

»Getroffen habt Ihr es allerdings, aber nicht getötet«, entgegnete der Baron von Laroche-Boisseau, der mittlerweile ebenfalls herbeikam, in spöttischem Ton. »Die Kugel hat seinen dicken Pelz nur ein wenig ausgestäubt, dennoch aber kann man in Anbetracht der Entfernung und der Schwierigkeit des Schusses sagen, dass Ihr alles Mögliche geleistet habt. Morbleu, junger Mann, welche Keckheit, welches Feuer, welcher Blick und welche Sicherheit! Ihr springt ja wie eine Gämse unter diesen Felsen und Abgründen umher! Wenn die Eigenliebe sich nicht ins Spiel gemischt hätte, Gott verdamme mich! ich selbst hätte nicht gewagt, Euch zu fol-

gen.«

Leonce aber hörte auf diese ironischen Glückwünsche nicht weiter. »Ich habe den Wolf getroffen«, wiederholte er in außerordentlicher Aufregung. »Verwundet wie er ist, kann er Castor nicht widerstehen. Ich werde in das Gehölz hinabklettern, um meinen Hund zu unterstützen und vielleicht ...«

»In das Gehölz hinabklettern wollt Ihr?«, entgegnete der Baron, die Achseln zuckend. »Und wie werdet Ihr Euch verteidigen, wenn das Tier Euch angreifen sollte? Was Euren Hund betrifft, so gebe ich zu, dass derselbe sehr stark und mutig ist. Aber Ihr werdet sogleich sehen, was ihm begegnen wird.«

»Gleichviel, ich will in das Dickicht eindringen ...«

»Wie es Euch beliebt, Monsieur«, sagte der Baron sorglos. »Aber glaubt mir, wagt Euch dort nicht hinein, ohne vorher Eure Büchse wieder geladen zu haben.«

Diesmal begriff Leonce, dass Laroche-Boisseau recht hatte. Trotz seines Ungestüms begann er seine Büchse wieder zu laden. Während er dies mit möglichster Eile tat, ließ sich ein Wehgeheul aus dem Wald heraushören und gleichzeitig wurde Castor von gewaltiger Kraft über das Gebüsch hinweggeschleudert.«

»Sagte ich es Euch nicht?«, hob der Baron lachend wieder an. »Euer Hund ist gut ausgezahlt worden! Der Wolf macht sich nicht viel aus dergleichen Feinden, mögen sie ihrem Herrn auch noch so viel Geld gekostet haben. Da kommt der arme Hund in erbärmlichem Zustand auf uns zu gehinkt. Nun, wo unser tapferer Wolf sich seines Gegners entledigt hat, wird er nicht zögern, das Feld zu räumen und den großen Entschluss zu fassen, wenn er seinen alten Ruf der Klug-

heit nicht verleugnet.«

Kaum hatte der Baron diese Worte gesprochen, so kam der Wolf, als ob er alle Vorhersagungen des erfahrenen Jägers hätte bestätigen wollen, auf der entgegengesetzten Seite des Tales aus dem Gehölz heraus und erreichte schnell eine nahe Schlucht.

»Nun, zweifelt Ihr noch daran?«, fragte Laroche-Boisseau den bestürzten Leonce. »Unser Freund hat seinen Reiseschritt angenommen und marschirt ganz keck, obwohl Ihr ihm seinen Pelzrock ein wenig beschädigt habt. Ja, ja, Monsieur Leonce, nun ist die Sache verfehlt. Ich glaube indessen wirklich, dass Ihr recht wohl imstande seid, Revanche zu nehmen. Mein Gott, wenn man bedenkt, dass ein friedlicher Schüler der Abtei Frontenac auf diese Weise einen Wolf zu jagen versteht!«

Leonce schlug sich verzweifelt vor die Stirn. »Er flieht! Er flieht!«, rief er mit einem gewissen Grad von Zorn gegen sich selbst. »Und wenn man bedenkt, dass ich ihn hier vor mir hatte, dass ich so leicht ... doch ich werde ihn verfolgen«, setzte er mit Aufregung hinzu. »Ich werde seiner Spur nachgehen, die auf dem Schnee sehr leicht sichtbar sein muss.«

»In diesem Fall aber werdet Ihr ihm allein folgen, denn Euer armer Hund wird nicht so bald imstande sein, Euch zu begleiten«, sagte der Baron. »Glaubt mir, Monsieur Leonce. Beeilt Euch nicht, diesem kräftigen Tier nachzulaufen. Seinem Gang nach zu urteilen, wird es nicht eher Halt machen, bis es zwanzig bis dreißig Wegstunden von hier entfernt ist. Übrigens«, fuhr er fort, »legt Euch auch die Menschlichkeit die Pflicht auf, uns nicht so bald zu verlassen. Dort unten befindet sich dieser arme Legris, den man im Begriff ist, aus dem Abgrund herauszuschaffen. Ich hoffe, dass er, Dank

dem Strauchwerk, auf welches er gefallen ist, weder Rippen noch Arme noch Beine gebrochen hat. Es ist dies aber, fürchte ich, Monsieur Leonce, noch nicht alles Unglück, welches wir zu beklagen haben. Als Ihr hierherkamt, habt Ihr zwei Männer sehen müssen, welche auf der Stelle, wo wir jetzt stehen, miteinander kämpften. Vermutet Ihr nicht, was aus Ihnen geworden sein kann?«

Leonce, der bis zu diesem Augenblick durch die Aufregung der Jagd in Anspruch genommen worden war, schien aus einem Traum zu erwachen.

»In der Tat«, sagte er stutzend, »soeben waren sie noch hier und ich kann nicht begreifen. Kennt Ihr diese Männer, Herr Baron?«

»Allem Anschein nach war der eine Fargeot, der ehemalige Oberforsthüter von Mercoire, und der andere jener unglückliche Wahnsinnige Jeannot mit den großen Zähnen. Ich habe das größte Interesse daran, zu erfahren, was ihnen begegnet ist.«

»Wohlan, suchen wir sie aufs Schnellste. Wirklich, dieses plötzliche Verschwinden lässt sich nicht anders als durch ein Unglück erklären.«

Man rief einige Bergbewohner, welche sich endlich entschlossen hatten, auf dem gefährlichen Weg des Simses nachzukommen.

Nun begann man eine genaue Untersuchung der umgebenden Örtlichkeit. Man drang in die Grotte, wo noch die abgeschossenen Pistolen lagen, man folgte den Blutspuren Fargeots bis an die Stelle, wo der letzte Kampf stattgefunden hatte.

Hier beobachtete der Baron mit dem Scharfsinn eines geschickten Jägers das Terrain und erkannte bald ohne Mühe

sehr genau, was geschehen war. Vergebens aber sondierte man den Abgrund mit den Augen. Man sah weiter nichts als schwarze Felsen und Schaum.

»Wer diese Menschen auch sein mögen«, sagte Leonce mit Wärme, »so dürfen wir doch nicht verabsäumen, um sie zu retten oder wenigstens ihre Leichen aufzufinden und ihnen ein christliches Begräbnis zu verschaffen. Ich entsage daher für den Augenblick der Verfolgung der Bestie des Gévaudan. Später werde ich ihre Spuren wiederfinden. Mittlerweile, Herr Baron, verfügt über mich und meine Leute.«

Laroche-Boisseau nahm dieses großmütige Anerbieten mit kordialer Miene an, obwohl sein spöttisches Lächeln einen Hintergedanken verriet.

Wenige Augenblicke darauf zerstreute sich der Trupp, um auf verschiedenen Wegen in den Abgrund hinabzuklettern.

Was Legris betraf, so hatten die Gebirgsbewohner ihn schon aus dem Abgrund heraufgeholt und mit Ausnahme zahlreicher Kontusionen, welche ihn nötigen mussten, einige Tage lang das Bett zu hüten, schien sein Sturz keine schlimmen Folgen nach sich ziehen zu sollen.

Kapitel VIII

VERTRAULICHE MITTEILUNGEN

Gegen das Ende desselben Tages kamen der Baron und Leonce mit den Jägern und den Bergbewohnern, die sie mitgenommen hatten, sehr müde und erschöpft in der Meierei Motte Rouge wieder an. Ihre tätigen und gefährlichen Nachsuchungen waren vergeblich gewesen. Umsonst hatte man

unter den größten Gefahren die Höhlen und Gebüsche des Wasserfalls durchwühlt. Die Leichen Fargeots und des Wolfmenschen hatten sich nicht wiedergefunden.

Dennoch aber zweifelte man nicht mehr, dass diese beiden Unglücklichen umgekommen seien. In der Tat entdeckte mehre Monate nach diesen Ereignissen ein Hirt im Strom, weit unterhalb des Wasserfalles, zwei scheußliche Gerippe, die durch das Anschlagen an die Felsen zerschellt und gleichsam zermalmt waren, aber doch noch so fest aneinanderhafteten, dass man Mühe hatte, sie auseinanderzureißen.

Die Nacht war nahe. Der Schnee fiel in dichten Flocken, ohne jedoch von Wind und Sturm begleitet zu sein. Dieser Umstand machte die Ausführung des Projektes unmöglich, welches Leonce gefasst hatte, sich sofort zur Verfolgung des Wolfes wieder aufzumachen, denn der neue Schnee musste überall die Spuren verdecken. Übrigens brach auch die Nacht ein und der junge Mann, wie groß auch seine Kraft und sein Mut sein mochten, hatte sich während des so ereignisvollen Tages nicht geschont.

Seine Ermüdung war daher außerordentlich und er hatte Mühe, die Meierei Motte Rouge zu erreichen, wo er einen Teil seiner Leute wiederfinden sollte.

Leonce und der Baron gingen nebeneinander, ein wenig hinter dem anderen Trupp. Eine unverkennbare, wenn auch nicht herzliche Höflichkeit hatte trotz ihrer Nebenbuhlerschaft nicht aufgehört, zwischen ihnen zu herrschen. Der Neffe des Priors wollte aus Berechnung und auch seinem Charakter zufolge sich in diesem Kampf der Courtoisie nicht besiegen lassen und trug daher Sorge, dass keine Anspielung auf die Vergangenheit den Gefährten beleidige, welchen die Notwendigkeit ihm aufdrang.

Dennoch aber sehnte er sich vielleicht im Geheimen sehr, ihn zu verlassen und die Freiheit seines Handelns wiederzuerlangen.

Laroche-Boisseau war, nachdem er ihm eine Menge stets ein wenig ironischer Komplimente über seine Energie, seine Gewandtheit und über den Eifer gemacht, den er bei der Nachforschung nach den unglücklichen Verschwundenen entwickelte, sehr gedankenvoll geworden.

Leonce sagte seinerseits in höflichem Ton zu ihm: »Ihr scheint nicht mehr recht gut gelaunt zu sein, Herr Baron; dennoch hoffe ich, dass der Zustand eures Freundes nichts Beunruhigendes hat und dass man uns in der Meierei zufriedenstellende Meldungen darüber machen wird.«

»Meines Freundes«, sagte Laroche-Boisseau in verächtlichem Ton. »Legris ist nicht mein Freund. Er ist der Sohn eines meiner Geschäftsagenten und in dieser Eigenschaft habe ich ihm ein wenig behilflich sein wollen. Seine Kontusionen sind durchaus nicht gefährlich. Ruhe und einige Tassen Wundfiebertee werden ihn bald wieder auf die Beine bringen. Ich glaubte aber, Monsieur Leonce, Ihr wüsstet, wie viel mir daran lag, wohlbehalten und unversehrt die beiden armen Teufel wiederzufinden, welche sich in Wasserdämpfe aufgelöst zu haben scheinen.«

»Der eine von ihnen war, wenn ich mich nicht irre, nachdem er lange in Fräulein von Barjacs Diensten gestanden hatte, in den Euren übergegangen. Was den anderen betrifft, so spricht man von diesem als von einem gefährlichen Tollhäusler.«

»Ist dem wirklich so, Monsieur?«, fragte der Baron, indem er ihn scharf ansah. »Wie Ihr wisst nicht, welches großes Interesse ich an dem Schicksal dieser beiden Männer haben

muss, ja welches Interesse Ihr selbst daran haben müsst?«

»Ich, mein Herr? Noch einmal versichere ich Euch, dass ich sie nicht kannte und dass nur das Gefühl der Menschlichkeit ...«

»Als Ihr Euch vorhin so eifrig zeiget, diese Unglücklichen aufzufinden, die nur verwundet sein konnten, brachte ich Euren Eifer auf Rechnung von Gefühlen anderer Art, zum Beispiel auf Rechnung des Wunsches, endlich die Sonne der Wahrheit in einer Angelegenheit aufgehen zu sehen, welche Euch ebenso berührt wie mich, obschon aus verschiedenen Gründen.«

»Bei meiner Seele, Monsieur, ich verstehe Euch nicht.«

»Aber dennoch scheint es mir unmöglich zu sein, dass Ihr, der Zögling der Väter von Frontenac und Neffe ihres Priors, keine Kenntnis von dem Kriminalprozess habt, den ich gegen Eure Abtei und persönlich gegen euern Onkel wegen des Verschwindens des Vicomte von Varinas, meines Verwandten, anhängig gemacht habe. Nun aber waren der ehemalige Oberforsthüter von Mercoire und Jeannot die einzigen

Zeugen, welche ich zur Unterstützung der von mir geltend gemachten Tatsachen beibringen kann, und ihr Tod wird vielleicht das Fehlschlagen meiner Ansprüche zur Folge haben. Dieses Ereignis ist daher ein sehr glückliches für Eure Freunde, Monsieur Leonce, und Ihr könnet ihnen dazu Glück wünschen.«

Der arme Leonce versuchte umsonst, sich diese halb vertraulichen Mitteilungen zu erklären, die perfider Weise vielleicht darauf berechnet waren, ihn zu quälen und zu beunruhigen.

»Dies sind, Monsieur«, entgegnete er, »förmliche Rätsel für

mich. Wohl habe ich von den früheren Rechten Eurer Familie auf die Domäne Varinas sprechen hören, aber diese Rechte sind schon seit langer Zeit durch richterlichen Spruch erloschen und man könnte sie daher doch auch heute nicht wieder vom Neuen zum Leben erwecken.«

Laroche-Boisseau nahm eine ernste Miene an. »Ihr könnt«, sagte er, »sehr ehrenwerte Beweggründe haben, um zu tun, als wüsstet Ihr nicht, wovon jetzt allgemein gesprochen wird. Es kommt mir nicht zu, diese Gründe zu ermitteln. Dennoch aber, Monsieur Leonce, werdet Ihr gestehen, dass Euch die Ankunft des Bischofs von Aleppo, des königlichen Kommissars, in der Abtei Frontenac ebenso bekannt ist, wie der über das ganze Kloster ausgesprochene Bann und der Zellenarrest des – kurz einer Person, die Euch sehr nahesteht.«

Diesmal sah Leonce, wenn auch noch unklar, die furchtbare Wahrheit.

»Wartet!« sagte er mit Aufregung. »Allerdings erinnere ich mich, dass an dem Tag, wo ich die Abtei verließ, ein hochgestellter Geistlicher soeben eingetroffen war. Und dann die bestürzte Miene der frommen Väter, die augenscheinliche Unruhe meines Onkels und besonders seine Eile mich abreisen zu sehen. O, Herr Baron«, fuhr er in bittendem Ton fort, »verschweig mir nichts! Welche Beweggründe haben den Bischof bestimmen können, auf so strenge Weise gegen die guten Väter und ganz besonders gegen meinen geliebten Onkel zu verfahren? Denn ohne Zweifel ist es dieser, von welchem Ihr sprechen wolltet.«

»Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt«, antwortete Laroche-Boisseau, indem er heuchlerisch seufzte. »Ich wollte Euch nicht betrüben, Monsieur Leonce, denn Ihr seid ein wa-

ckerer junger Mann, und ich mische Euch nicht in meinen gerechten Hass gegen all diese verächtlichen Mönche. Lassen wir daher diese Sache ruhen, denn sie könnte für uns beide nur peinlich sein. Auch«, fuhr er mit wirklichem Kummer fort, »wird diesmal der Tod meiner beiden Zeugen wahrscheinlich der Sache eine andere Gestalt geben. Die Anklage, die nun nicht hinreichend bewiesen werden kann, wird von selbst zu Boden fallen und man wird mich vielleicht meinerseits des Betruges und der Verleumdung beschuldigen. Mordieu, wir werden ja sehen!«

»Herr Baron«, hob Leonce mit steigender Angst wieder an, »ich bin weder Euer Richter noch der Richter irgendjemandes, aber ich beschwöre Euch, mich von den Tatsachen zu unterrichten, welche in Frontenac seit meiner Abreise stattgefunden haben.«

»Ich hätte freilich gewünscht, dass lieber ein anderer als ich Euch diese Einzelheiten mittheilte«, entgegnete Laroche-Boisseau im Ton gut erheuchelten Widerstrebens.

»Wenn ich Euch aber beleidige, so werdet Ihr eingedenk sein, dass Ihr mich zu diesen Mittheilungen genötigt habt. Erfahrt denn, dass die Mönche von Frontenac angeklagt sind, meinen jungen Verwandten, den jungen Vicomte von Varinas, ermordet zu haben oder ermorden lassen zu haben, um sich seines reichen Erbtheils zu bemächtigen.«

Leonce erschrak über die Größe dieser Beschuldigung, dennoch aber stammelte er: »Eine solche Anklage ist so wenig glaubhaft, so ungereimt ...«

»Es steht Euch frei, dies zu denken, aber dennoch wird sie durch zahlreiche Beweise unterstützt und ist ohne Zweifel nicht jedermann ungereimt erschienen, da der König es angemessen gefunden hat, einen ausgezeichneten Prälaten ab-

zusenden, um eine Untersuchung in der Abtei vorzunehmen, und da der königliche Kommissar, nachdem er die erforderlichen Erkundigungen eingezogen hatte, das Kloster mit dem Interdikt belegt und den Prior zu strenger Einsperung verurteilt hat.«

»Meinen Onkel!«, rief Leonce mit erstickter Stimme. »Mein Onkel ist also wirklich in diese Sache mit verwickelt?«

»Es wäre vergeblich, es Euch verschweigen zu wollen, mein lieber junger Freund. Der Prior von Frontenac ist auf die stärkste Weise kompromittiert. Er scheint der Haupturheber des Todes des jungen Vicomte von Varinas gewesen zu sein. Wie kann man daran zweifeln, wenn Jeannot, einer der beiden Unglücklichen, die soeben ihren Tod gefunden haben, den Pater Bonaventura verkleidet in der Nähe des Schlosses Varinas wenige Augenblicke vor dem tragischen Ende des armen Kleinen begegnet ist?«

»Das ist nicht wahr, Herr Baron, das ist ganz gewiss nicht wahr!«, rief Leonce erbleichend, aber mit außerordentlicher Energie. »Der gute, weise, edelmütige Prior sollte sich eines solchen Verbrechens schuldig machen? Das ist Unsinn, sage ich Euch! Euer Hass gegen sämtliche Väter von Frontenac und ganz besonders gegen meinen ehrwürdigen Onkel hat Euch vollständig verblendet, sodass Ihr dieser Nichtswürdigkeit Glauben beimesst.«

Dieser eifrige Protest konnte nicht verfehlen, Laroche-Boisseaus Zorn zu erwecken, aber er hielt an sich und entgegnete in nachsichtigem Ton: »Ich will Euch gewisse nicht sehr gemessene Worte, die Euch soeben entschlüpfen, Monsieur Leonce, nicht übelnehmen. Es ist ganz natürlich, dass Ihr einen nahen Verwandten, der Euch ernährt und erzogen hatte, verteidigt, wäre er auch in den Augen der ganzen Welt

schuldig. Übrigens werdet Ihr nun vielleicht auch bald gutes Spiel haben. Ich sagte es Euch schon: Die Unmöglichkeit, in welche ich mich jetzt versetzt sehe, zwei wichtige Zeugen zu produzieren, wird vielleicht der Sache eine andere Gestalt geben, und die Mönche, denen es weder an Gewandtheit noch an Ansehen fehlt, werden sich weiß wie der Schnee herausziehen – obschon ich mich jetzt noch nicht überwunden gebe.«

Diese letzteren Worte wurden in drohendem Ton gesprochen, denn Laroche-Boisseau konnte, während er seine grausame Absicht verfolgte, den Neffen des Priors zu martern, sich doch nicht enthalten, einige seiner wirklichen Eindrücke sehen zu lassen. Übrigens war ihm sein geheimer Plan nur zu gut gelungen. Der unglückliche Leonce war durch diese furchtbaren Mitteilungen wie vernichtet. Nichtsdestoweniger richtete er plötzlich wieder den Kopf empor.

»Herr Baron«, hob er mit Heftigkeit wieder an, »ich beharre dabei, zu sagen und zu glauben, dass diese Anklage falsch, erlogen und verleumderisch ist – und wenn die Gerechtigkeit ihren Spruch darüber gefällt haben wird, hoffe ich meinerseits den Verleumder zur Rede zu stellen.«

Er begann zu laufen wie ein Betrunkener, um den Trupp einzuholen, der ihm voranging, während Laroche-Boisseau mit der Miene befriedigter Rache vor sich hinlächelte.

Mittlerweile näherte man sich der Meierei, deren Gebäude von Weitem im Abendnebel zum Vorschein kamen. Sobald die Jäger sichtbar wurden, trat ein Mann aus dem Haus und kam ihnen entgegengeläufen.

Es war Labranche, der vertraute Diener des Barons. Er näherte sich seinem Herrn und sagte hastig zu ihm: »Soeben

sind Briefe für Euch angekommen, Herr Baron. Der Stallknecht der Madame Richard in Langogne brachte sie. Dieser arme Teufel verfolgt unsere Spur schon seit zwei Tagen und hat die größte Mühe gehabt, uns zu entdecken. Da ich weiß, wie viel Euch daran liegt, Nachrichten zu bekommen, so habe ich mich beeilt ...«

»Gut, gut, Labranche. Diese Aufmerksamkeit wird dir, sobald ich wieder bei Kasse bin, einen guten Louis d'or eintragen. Aber wo sind denn diese Briefe?«

»Der Bote will sie Euch selbst übergeben. Der eine ist von Florac, der andere von Mercoire.«

»Von Mercoire?«, wiederholte Laroche-Boisseau mit Erstaunen. »Wer Teufel kann mir denn von dort schreiben? Was den anderen Brief betrifft, so ist er ohne Zweifel von Legris, dem Vater, meinem Anwalt, und muss sehr wichtige Dinge enthalten. Sehen wir also rasch.«

Er verdoppelte den Schritt und sah sich bald wieder neben Leonce, der düster und niedergeschlagen mit gesenktem Haupt und tränenfeuchten Augen einherging.

Er redete ihn, indem er lebhaftige Teilnahme an seinem Kummer heuchelte, an. Der junge Mann wendete sich mit schroffer Bewegung ab.

»Ihr zürnt mir, Monsieur Leonce«, hob der Baron im Ton freundschaftlichen Vorwurfes an, »und dennoch habe ich Euch keinen Grund dazu gegeben. Hört. Soeben habt Ihr gewisse Tatsachen, die ich Euch berichtete, in Zweifel gezogen.

Es liegt mir daran, Euch die vollkommene Richtigkeit derselben zu beweisen. Man meldet mir soeben, dass Briefe für mich von Florac und Mercoire eingetroffen sind. Habt die Güte, einen Augenblick in dieser Meierei zu verweilen und ich werde Euch den Teil meiner Korrespondenz mitteilen,

welcher sich auf die Ereignisse bezieht, um welche es sich handelt.

Ich müsste mich sehr irren, wenn Ihr nicht darin den Beweis fändet, dass ich nur die Wahrheit gesprochen habe.«

Leonce hatte allerdings seine Gründe, um gegen die schnelle Zuneigung und das unbedingte Vertrauen, welches Laroche-Boisseau ihm bewies, argwöhnisch zu sehen. Dennoch aber empfand er einen eifrigen Wunsch, die soeben eingetroffenen Nachrichten kenne zulernen. Der Brief von Mercoire erregte seine Neugier ganz besonders lebhaft, denn ganz gewiss war darin von Christine von Barjac die Rede, welche er seit so langer Zeit nicht gesehen hatte.

Nach kurzem Zögern antwortete er daher mit erstickter Stimme: »Es sei, Herr Baron. Ich werde die Mitteilungen empfangen, welche es Euch belieben wird, mir zu machen. Und dennoch ist Gott mein Zeuge, dass ich mit Freude mein Leben für die Gewissheit hingeben würde, dass Ihr mich getäuscht habt.«

Sie erreichten die Meierei. Martin und die andern Bergbewohner weigerten sich, bei Fereol einzutreten, der ihr Feind geworden war. Lieber wollten sie, der Abendkälte ausgesetzt und in Schnee stehend, Leonce vor der Tür erwarten.

Fereol seinerseits lud sie auch nicht ein, an seinem Herd auszuruhen, sondern warf ihnen finstere Blicke zu.

Seitdem er den tragischen Ausgang seines Unternehmens in Bezug auf seinen Verwandten Jeannot kannte, wurde er wie von geheimen Gewissensbissen gequält; zu stolz aber, sein persönliches Unrecht anzuerkennen und nicht wagend, sich deswegen an den Baron, die erste Ursache des Unglücks, zu halten, bewahrte er einen tödlichen Groll gegen Martin, seinen Nachbarn und Standesgenossen.

Diese Angelegenheit musste sofort nach Abreise der Fremden der Ursprung eines langen erbitterten Zwistes werden, in welchem die Messer und Kugelbüchsen ohne Zweifel berufen waren, eine blutige Rolle zu spielen.

Das große Zimmer der Meierei war schon erleuchtet, obwohl noch einiges Dämmerlicht herrschte. Vor dem Feuer wärmte sich der Bote.

In dem großen Bett, welches in dem einen Winkel des Zimmers stand, lag Legris mit Tüchern und Bandagen umschnürt. Die Meierin und ihre Tochter waren um den Verwundeten beschäftigt. Ein starker Medizingeruch verriet, dass alle Hausmittel gegen Quetschungen und Beulen bereits in Anwendung gebracht worden waren.

Laroche-Boisseau ging stracks auf den Boten zu, der, als er ihn sah, sich beeilte, aufzustehen und ihm seine Depeschen zu übergeben.

Er ergriff sie begierig und stand schon im Begriff, sie zu lesen, als Legris sich auf dem Ellbogen emporrichtend ihn in kläglichem Tone fragte:

»Ah, lieber Baron, da sind Sie ja endlich! Ist die Bestie des Gévaudan tot?«

Ohne zu antworten riss Laroche-Boisseau das Kuvert eines seiner Briefe auf. Plötzlich stieß er einen Freudenruf aus.

»Victoria!« sagte er, indem er das Papier schwenkte, welches er in der Hand hielt. »Ich wagte schon nicht mehr einen solchen Ausgang zu hoffen. Wünscht mir alle Glück. Ich bin von nun an Graf und Herr von Varinas.«

Die Anwesenden betrachteten ihn mit erstauntem Blick.

»Was sagt Ihr, Baron?«, fragte Legris. »Wenn dies wäre, dann würdet Ihr mich ohne Erbarmen verlassen – ich kenne Euch!«

Laroche-Boisseau wandte sich gegen Leonce. »Ihr verlangt Beweis«, sagte er. »Ihr hättet es gar nicht besser treffen können. Kommt mit mir.«

Er nahm ein Licht vom Tisch und führte den Neffen des Priors in ein kleines Nebengemach, wo sie gegen zudringliche Neugier geschützt waren.

»Lest, Monsieur«, sagte er mit boshafter Freude, indem er Leonce den geöffneten Brief überreichte.

Dieser von Florac datierte Brief war von Legris dem Älteren, der, wie wir wissen, als Bevollmächtigter des Barons handelte. Der Brief lautete folgendermaßen:

»Mein Herr Baron!

»Eure Sache geht nach Wunsch. Es ist nicht mehr nötig, dass Ihr über Berg und Tal Jagd auf jenen Jeannot mit den großen Zähnen macht, dessen Zeugnis Euch überdies in Anbetracht seines notorischen Wahnsinnes nicht viel genützt haben würde. Sogar die Bestätigungen Fargeots sind nicht mehr unumgänglich notwendig, denn der Prior, unser gefährlichster Gegner, hat vor Seiner Eminenz, dem Bischof von Aleppo, alles bekannt. Diese Tatsache ist außerordentlich und ich könnte nicht glauben, dass dieser schlaue Bonaventura sich ein solches Geständnis hätte entschlüpfen lassen, wenn nicht Monseigneur, den ich soeben in Eurem Interesse gesprochen habe, mir selbst die Gewissheit davon gegeben hätte. Ihr erratet ohne Zweifel, Herr Baron, die Folgen dieser neuen Tatsachen mit leichter Mühe. Der Bischof ist, von der Strafbarkeit der Mönche von Frontenac überzeugt, vollkommen bereit, Euch die Domaine Varinas herauszugeben, sobald Ihr die Beweise geliefert haben werdet, dass Ihr der nächste Verwandte und Erbe des verstorbenen Grafen und des kleinen Vicomte seid. Ich bin eben beschäf-

tigt, diese Beweisstücke aufzusuchen, welche sich unter Euren Familienpapieren befinden müssen, und werde sie dann in legaler Form produzieren. Dennoch aber wäre Eure Anwesenheit hier uns sehr notwendig und wenn Ihr uns einige Tage widmen könntet, so zweifle ich nicht, dass dies Euren Interessen im höchsten Grad förderlich sein würde. Mittlerweile ist der Bischof, der königliche Kommissar, gegen die Mönche von Frontenac noch immer heftig erbittert und regiert sie mit eiserner Rute. Wie Ihr denken könnt, schwatzt man in der Umgegend sehr viel, man glaubt aber, um der Ehre der Geistlichkeit willen werde man den Abt und die Mönche für unschuldig erklären. Die ganze Züchtigung wird den Prior allein treffen, der auch in der Tat in dieser Angelegenheit der Strafbarste ist. Wahrscheinlich wird man ihn ohne weiteres Geräusch in einen jener unterirdischen Kerker werfen, mit welchen alle Klöster versehen sind, usw.

Der übrige Teil des Briefes bestand aus dem Leser bereits bekannten Einzelheiten und Empfehlungen für Legris den Jüngern.

Man denke sich Leonces Schmerz! Nun war kein Zweifel mehr übrig. Der Prior hatte sein Verbrechen gestanden und der mit der Untersuchung beauftragte Prälat war von seiner Schuld überzeugt.

Der arme junge Mann ließ das verhängnisvolle Papier aus der Hand fallen und verhielt schluchzend das Gesicht.

Mittlerweile hatte der Baron die Depesche von Mercoire geöffnet und rasch durchflogen. Ohne Zweifel war der Inhalt dieser von weniger ernster Art, denn Laroche-Boisseau schien eine lebhaftere Heiterkeit zu empfinden, als der Ausbruch von Schmerz, welchen Leonce nicht zurückdrängen konnte, seine Aufmerksamkeit teilte.

»Na, na, Mut, mein Freund«, hob er in schmeichelndem Ton wieder an. »Einen Mann, der Euch verzogen und der Euch so viel Zuneigung und Achtung eingeflößt hat, hassen und verachten zu müssen, dies ist grausam, das gebe ich zu. Indessen grämt Euch nicht zu sehr. Monseigneur, der Bischof von Aleppo, wird die Sache nicht zu weit treiben und ich meinerseits, wenn ich friedlich in den Besitz meiner Familiengüter gelange, werde diese Angelegenheit nicht streng weiterverfolgen. Sie ist schon so alt, dass ich in vielen Punkten Billigkeitsrücksichten eintreten lassen werde, und wenn ich es sagen soll, Monsieur Leonce, so wird die Zuneigung, welche Ihr mir einflößt, mich sicherlich zur Nachsicht geneigt machen.«

Diese Tröstungen äußerten auf Leonce eine Wirkung, welche der, die der Baron davon zu erwarten schien, geradezu entgegengesetzt war.

»Ha, was kommt auf die Züchtigung an?«, hob der Neffe des Priors mit Verzweiflung wieder an, »das Verbrechen, nur das Verbrechen ist es, welches mich beschäftigt. Je mehr ich aber daran denke«, fuhr er sich ermannend weiter fort, »desto mehr scheint es mir, dass dieses empörende, entsetzliche Verbrechen ganz und gar unmöglich ist. Der Schein trügt, die Beweise sind falsch, alle Welt irrt sich. Es liegt hier ein Missverständnis, ein Geheimnis zugrunde, welches sich, wie ich fest überzeugt bin, später aufklären wird.«

»Lassen wir diesen Gegenstand, der Euch bekümmert, Monsieur Leonce. Es steht Euch frei, die Voraussetzungen, welche Euch die angenehmsten sind, als Wirklichkeiten zu betrachten. Wollt Ihr, um Euch zu zerstreuen, nicht auch einen Blick auf diesen Brief werfen, welcher mir von Mercoire zugeht? Er ist sehr amüsant – das kann ich Euch versichern.«

»Von Mercoire?«, wiederholte Leonce, der diesen Umstand vergessen hatte.

»Ja, lest ihn. Er enthält nichts von dem, was Ihr vielleicht erwartet. aber er wird Euch aufheitern, hoffe ich.«

Diese zweite Depesche war von dem Chevalier von Magnac unterzeichnet und der Stil derselben besaß die ganze Steifheit dieser ernsthaften Personage.

»Herr Baron«, schrieb der Ehrenkavalier Christines von Barjac, »es ist mir gemeldet worden, dass Ihr kürzlich einen ehemaligen Forsthüter der Herrschaft Mercoire, namens Fargeot, in Euren Dienst genommen habt. Sintemalen Ihr nun in dieser Angelegenheit nicht für nötig gefunden, meine edle Herrin, das mächtige und hochangesehene Fräulein Christine von Barjac, Gräfin von Mercoire und andern Orten, um ihre Erlaubnis anzugehen, so behauptete ich, Anton Leonard Ritter von Magnac und Ehrenkavalier des genannten Fräuleins, dass Ihr nicht als wahrer Edelmann gehandelt habt. Wenn Ihr anderer Meinung seid, Herr Baron, so bitte ich Euch, mir sobald als möglich einen Ort zu bezeichnen, wo ich mich sodann beeilen werde, Euch mit einem verschwiegenen Freund zu treffen und wo wir diesen Streitschlichten werden, wie es unter Leuten vom Stande Brauch und Sitte ist. Ihr könntet glauben, dass der Anlass zu diesem Streit ein sehr geringfügiger sei und dass ich, indem ich Euch um die Gunst einer Begegnung bitte, an gewisse ältere und schwerere Beleidigungen denke. Dem ist aber nicht so, Herr Baron. Während Eures kurzen Aufenthalts auf dem Schloss Mercoire habet Ihr Euch nicht gegen die Pflichten vergangen, welche die Gastfreundschaft Euch auflegte, und wenn törichte Menschen wagen sollten das Gegenteil zu behaupten, so glaube ich, dass Ihr ebenso wie ich, Herr Baron, bereit

sein würdet, ihnen auf nachdrückliche Weise Schweigen zu gebieten. In der Hoffnung einer baldigen Antwort bin ich usw.

Anton, Chevalier von Magnac

Diese eigentümliche, mit zahlreichen Schreibfehlern geschmückte Epistel endete mit einer Nachschrift, welche folgendermaßen lautete:

»Man versichert mir, dass Ihr bei dieser unhöflichen Abwendigmachung eines Dieners von Mercoire von einem gewissen Sieur Legris unterstützt worden seid, der sich Euer Freund nennt. Da es nicht nötig ist, viel Schonung gegen einen Menschen dieser Art zu beobachten, so bitte ich Euch, Herr Baron, dem Sieur Legris sagen zu wollen, dass ich ihn überall, wo ich ihn finde, durchprügeln werde.«

Leonce stand, nachdem er diesen Brief gelesen, gedankenvoll da.

»Nun, was sagt Ihr zu der Herausforderung dieses Originals?«, fragte Laroche-Boisseau, indem er ein lautes Gelächter aufschlug. »Hat man jemals etwas Drolligeres gesehen?«

»Der Chevalier schreibt nichts von Christine«, murmelte Leonce zerstreut.

Gleich darauf aber hob er, sich schämend, dass er seinen Gedanken laut ausgesprochen, mit Nachdruck wieder an: »Wohlan, Monsieur, habt Ihr die Absicht, der Aufforderung des Herrn von Magnac zu entsprechen?«

»Ich? Pfui doch! Ich sollte mich mit diesem schwermütigen Narren, mit diesem blödsinnigen Rächer vermeintlichen Unrechtes schlagen? Da würde ich mich ebenso lächerlich machen, wie er ist. Übrigens habe ich auch ganz andere Dinge zu tun. Ihr seht, dass mein Anwalt meine Gegenwart für notwendig hält, und ich werde morgen Früh nach Florac abrei-

sen. Auf diese Weise sehe ich mich gezwungen, diesen armen Legris in diesem Haus der Gefahr preisgegeben zu lassen, dass er von unserem tapferen Chevalier durchgeprügelt werde. Wohlan, und Ihr, Monsieur Leonce«, fuhr er fort, »gedenkt Ihr nicht auch, Euch nach Frontenac zu begeben? Wir könnten die Reise gemeinschaftlich machen.«

Trotz des anscheinenden Wohlwollens hatte Leonce endlich bemerkt, dass jede Minute, seitdem sie beieinander waren, ihm eine neue Qual bereitete. Er erhob sich daher rasch.

»Ich weiß noch nicht, was ich tun werde«, sagte er mit verstörter Miene. »Ich habe Gründe zu glauben, dass mein armer Onkel, indem er mich mit so großer Hast entfernte, mir ganz besonders seine Demütigung verbergen wollte und vielleicht würde daher meine Gegenwart seinen Kummer vermehren. Ich danke Euch daher für Euer Anerbieten, Herr Baron, und kann es nicht annehmen. Wir müssen uns jetzt trennen, und zwar ohne Zweifel auf lange Zeit, denn unsere Wege können nicht dieselben sein.«

»Wie Ihr wollt«, entgegnete Laroche-Boisseau mit spöttischem Lächeln, indem er sich ebenfalls erhob. »Ich sehe, Monsieur Leonce, dass eine gewisse Belohnung, welche dem glücklichen Jäger versprochen worden war, der die Bestie des Gévaudan erlegen wird, Euch noch mehr beschäftigt, als das Schicksal Eures geliebten Onkels. Geht daher und fasst Mut! Hofft aber nicht allzu sehr, dass wir uns nicht wieder begegnen werden, trotz der Verschiedenheit unserer Wege. Ich glaube im Gegenteil, dass Ihr mich auf Eurem Weg wiederfinden werdet. Adieu!«

Sie wechselten einen von der einen Seite ironischen, von der anderen eisig kalten Gruß und Leonce verließ das Zimmer. Wenige Minuten darauf hörte man ihn sich mit seinen

Leuten von der Meierei entfernen.

Kapitel IX

DER BESUCH

Der Winter hauste in den Gebirgen des Gévaudan und verödete ganz besonders die Umgebungen von Mercoire. Nicht, als ob die Kälte eine außerordentlich große gewesen wäre, wie in gewissen Jahren und namentlich im Jahre 1709, welches in ganz Frankreich seine furchtbaren Erinnerungen zurückließ, wohl aber hatten die fortwährenden Abwechslungen von Regen und Kälte, Stürme, Austreten der Flüsse und das Schmelzen des Schnees die Kommunikationen ungeheuer schwierig gemacht. Um das Unglück zu vervollständigen, brachen eine große Anzahl Wölfe, deren Wildheit durch den Hunger gesteigert worden war, in jenen Teil der Provinz ein. Mehr als alle anderen hatte die Bestie des Gévaudan, die kürzlich in den Wald von Mercoire, für welchen sie eine besondere Vorliebe zu haben schien, zurückgekehrt war, ihre furchtbaren Untaten in der Nachbarschaft wieder begonnen.

Man begreift, dass unter solchen Umständen die Besuche und Gäste sich in eben nicht großer Anzahl auf dem Schloss einfanden und nichts störte daher die tiefe Ruhe dieses alten Wohnsitzes.

Vom Beginn des Winters an hatte er einen Anstrich von Einsamkeit und Dürsterheit angenommen. Die Fensterläden waren geschlossen, der Schnee türmte sich in den Höfen, die Raubvögel nisteten in den Mauerspalten, man hätte glauben

können, das Schloss sei gar nicht von Menschen bewohnt. Einzelne Jäger, welche die Not gezwungen hatte, eine Nacht hier zu verweilen, waren vom Chevalier von Magnac im Namen der Schlossherrin mit gewissenhafter Höflichkeit empfangen worden, hatten aber wieder abreisen müssen, ohne Fräulein von Barjac selbst gesehen zu haben. Christine, die früher so lebendig und so tätig war, der man unaufhörlich begegnete, wenn sie in den Alleen des Schlossparkes oder in den langen Gängen des Waldes herumritt, verließ den Teil des Schlosses, welchen sie bewohnte, fast gar nicht mehr und alle ihre Ausflüge beschränkten sich auf kurze Spaziergänge im Garten.

An einem düsteren Januartag befand sich Fräulein von Barjac mit Schwester Magloire und dem Chevalier von Magnac im Salon des Schlosses. Obwohl ein ganzer Baumstamm im Hintergrund des Kamins von den Flammen verzehrt worden war, so strichen doch zuweilen eiskalte Luftströme durch dieses umfangreiche Zimmer. Die Fenstervorhänge, welche vollständig geöffnet waren, um das Licht frei durchzulassen, gestatteten draußen den trüben, nebligen Himmel und Wolken von seltsamen Formen, die sich schwerfällig am Abhang der Gebirge hinschleppten, und die alten kahlen Bäume, die schauerlichen Skelette des Waldes, zu sehen. Ein ungestümer Wind heulte um das Schloss herum und das Graupelwetter peitschte die Fensterscheiben mit trockenem, unregelmäßigem Geräusch.

Christine und die Nonne saßen zu beiden Seiten eines Arbeitstisches, auf welchem man Kittel, Hemden und Hauben von grober Leinwand sah, welche für die armen Kinder des Dorfes bestimmt waren. Schwester Magloire hatte gefunden, dass es nichts Besseres gab, als Handarbeit, um die

Muße ihrer jungen Herrin zu beschäftigen. Christine hatte sich umso bereitwilliger diesem Wunsch gefügt, als sie, während sie für die Waisenkinder ihrer Herrschaft die Nadel führte, sich ohne Zwang ihren geheimen Gedanken hingeben konnte.

Auf diese Weise hatten die beiden unermüdlichen Arbeiterinnen während der langen Tage und der noch viel längeren Nächte dieses einsamen Winters eine große Masse Arbeit fertig gebracht und in den armseligen Hütten der Umgegend dankte man Gott dafür.

Christines äußere Erscheinung hatte sich seit einiger Zeit nicht weniger verändert wie ihr Charakter. Das braune, kräftige Kind von sonst existierte nicht mehr. Die Frische war mit den Farben der Gesundheit zugleich von ihren Wangen verschwunden. Dagegen verliehen ihre Blässe und eine leichte Abmagerung ihren Zügen eine außerordentliche Feinheit. Der Ausdruck ihres Gesichtes war gedankenvoll und schwermütig, obwohl ihr schwarzes, sanftes Auge zuweilen von einer lebhaften, aber rasch wieder erlöschenden Flamme erglänzte.

Die Eleganz ihres Kostüms kontrastierte ebenfalls mit der Gleichgültigkeit, welche sie früher für ihre Toilette an den Tag legte. Trotz der tiefen Einsamkeit ihres Schlosses war sie nichtsdestoweniger allen Anforderungen der Mode entsprechend gepudert und frisiert. Sie trug ein prachtvolles seidenes Kleid mit Reifrock und ihre halb nackten Arme ragten aus ganzen Fluten von Spitzen hervor.

Trotz alledem aber bewahrte sie eine Miene der Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, einen gewissen Grad von Morbidezze, welcher bei der schönen und reichen jungen Dame geheime Leiden verriet.

In dem Augenblick, wo wir Christine von Barjac wiederfinden, schienen jedoch ihre Züge jene Belebtheit, jene leidenschaftliche Beweglichkeit wieder gewonnen zu haben, welche dieselben zu einer früheren Zeit charakterisierten. Sie hatte sich soeben in ihrer Näharbeit unterbrochen und die Nadel emporhaltend und die Stirn runzelnd, hörte sie ihren Ehrenkavalier an, welcher ihr wichtige Neuigkeiten mitteilte.

Magnac, der mit zierlich ausgestrecktem Fuß und eine Hand auf die Hüfte stemmend, während die andere seinen Bruststreifen zerknitterte, vor ihr stand, bemerkte mit Kummer diese Anzeichen einer Gereiztheit, welche seine Herrin seit langer Zeit nicht blicken lassen, und bereute schon vielleicht die Mitteilungen, welche einen solchen Eindruck auf Fräulein von Barjac machten, obwohl seine strenge Wahrheitsliebe und sein Stolz ihm nicht erlaubten, diese Nachrichten zu widerrufen.

»Noch einmal, Herr Chevalier«, sagte Christine in einem Ton, bei welchem selbst Schwester Magloire zusammenzuckte, »es ist dies eines jener lächerlichen Märchen, welche Euch die Dienstleute aufbinden und denen ihr stets Glauben beimisst. Es ist nicht möglich, sage ich Euch nochmals, und wenn es wäre ...« Sie stockte, brach in Tränen aus und stammelte: »Dann würde ich vor Kummer sterben.«

Als Schwester Magloire Fräulein von Barjac ansah, empfand sie das Gefühl, welches bei einer so frommen Person am nächsten mit dem Zorn verwandt ist. Sie legte ihre Arbeit weg und sagte zu dem betroffenen Chevalier in bitterem Ton: »Jesus! Mein Gott! Woran denkt Ihr denn, Monsieur? Habt Ihr nötig, unserem lieben Fräulein dergleichen Dinge zu erzählen? Man hat Euch zum Besten gehabt und Ihr hät-

tet Euch die Mühe ersparen können, dergleichen Abgeschmacktheiten zu wiederholen.«

Sie umarmte Christine und verschwendete die liebelichsten Tröstungen an sie. Gewisse Ausdrücke aber, deren sie sich bediente, hatten den empfindlichen Edelmann beleidigt. Er warf den Kopf zurück und sagte in nachdrücklichem Ton: »Abgeschmacktheiten sagt Ihr, Madame? Palsambleu! Wenn ich nicht darauf Rücksicht nähme, dass Ihr eine Frau und noch obendrein Nonne seid – dennoch wisset und seid überzeugt, dass man mich niemals zum Besten hat, versteht Ihr? Und wenn es jemand versuchen sollte, sei er Knecht oder Edelmann, so habe ich einen Degen, um von meinesgleichen Genugtuung zu fordern, und einen Stock, um gemeine Plebejer zu züchtigen. Habt die Güte, dies nicht zu vergessen, meine sehr geehrte Schwester!«

Unglücklicherweise war diese schöne Anrede nicht gehört worden. Die beiden ganz mit ihrem Schmerz beschäftigten Frauen sahen nicht aus, als wenn sie an den armen Magnac dächten, dessen Extravaganzen im Punkt der Ehre, wie groß auch übrigens seine guten Eigenschaften sein mochten, ihnen schon längst bekannt waren.

Mittlerweile hatte der Chevalier, zufrieden mit sich selbst, seine herausfordernde Stellung aufgegeben, als Christine sich aus den Umarmungen ihrer Gouvernante losmachend, in ruhigerem Ton wieder anhub: »Verzeiht mir, meine Freunde. Dadurch, dass man die Gefahr leugnet, wird dieselbe nicht vermindert. Herr von Magnac, erzählt mir noch einmal diese ernste Nachricht, welche mich vielleicht erfreuen sollte und die mich dennoch mit Schrecken erfüllt. Ist es wirklich wahr, dass die Bestie des Gévaudan gestern Abend im Wald von Labeyssère drei Meilen von hier getötet wor-

den ist?«

»Mit meinem Wort als Edelmann kann ich freilich nicht eine Tatsache verbürgen, deren Augenzeuge ich nicht gewesen bin. Ich beschränke mich darauf, genau das zu berichten, was mir soeben der Forsthüter Jerome erzählt hat. Heute Morgen ist im Wirtshaus *Zum Cransac* ein Forsthüter von Labeyssère erschienen, um auf die allerbestimmteste Weise den Tod des Tieres zu verkünden. Es soll gestern Abend von der Kugel eines Jägers gefallen sein, der ihm schon seit mehreren Stunden auflauerte und es mitten durchs Herz geschossen hat. Es war so ganz gewiss tot, dass man ihm den rechten Fuß und den Kopf abgeschnitten hat, um eine Trophäe daraus zu machen. Das ist treulich das, was mir erzählt worden ist. Übrigens kann ja Fräulein Christine den Forsthüter Jerome rufen lassen und ihn selbst befragen.«

»Das ist nicht nötig, Chevalier. Und den Namen dieses Jägers weiß man noch nicht?«

»Der Forsthüter von Labeyssère hat über diesen Punkt keinen Aufschluss geben können. Er hat bloß bemerkt, dass dieser glückliche Jäger von Leuten begleitet war, die seinen Befehlen zu gehorchen schienen, was auf einen Mann von Stand schließen ließe.«

»Wohlan, mein lieber Chevalier«, sagte Christine mit erstickter und beinahe unverständlicher Stimme, »hat man Grund zu glauben, dass er Kenntnis von dem verhängnisvollen Schwur, von dem voreiligen Gelübde habe, welches ...« Sie konnte nicht ausreden.

»Ich will Euch nicht täuschen, Fräulein. Die Vorsicht, welche er gebraucht hat, den Kopf und den Fuß des Tieres abzuschneiden, um den Sieg zu beweisen, scheint mir von ziemlich schlimmer Vorbedeutung zu sein.«

»O, sagt das nicht! Sagt das nicht!«, rief Christine mit Verzweiflung. »Gott wird meine Torheit, meine Verwegenheit nicht so hart strafen wollen!« Nach einer Pause hob sie mit verlegener Miene wieder an: »Meine Freunde, gibt es nicht in der Umgegend Jäger von unserer Bekanntschaft, welche diese Tat hätten vollführen können?«

»O ja, allerdings gibt es deren mehrere«, antwortete Magnac.

Er zählte die Edelleute der Umgegend auf, welche sich zur Verfolgung des reißenden Tieres aufgemacht hatten.

Fräulein von Barjac horchte mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und schien einen Namen zu erwarten, der gleichwohl nicht zum Vorschein kam.

»Sind sie das alle?«, fragte sie ungeduldig. »Wollt Ihr mich denn mit Eurer abgeschmackten Schonung zu Tode quälen? Ich weiß, dass es noch andere Jäger gibt, von welchen Ihr nicht sprecht.«

»Wohlan, Fräulein«, entgegnete Magnac mit einem gewissen Grad von militärischer Schroffheit, welche sich allemal kundgab, wenn er aufs Äußerste gebracht worden war, »man behauptet auch, dass der Baron von Laroche-Boisseau und sein Freund Legris seit einigen Tagen in die Umgegend von Mercoire zurückgekehrt seien. Ich habe aber die Gewissheit, dass dem nicht so ist.«

»Also ist es unmöglich, dass dieser verhasste Baron den Wolf erlegt habe?«

Eben als der Chevalier antworten wollte, kam Schwester Magloire ihm zuvor.

»Ganz gewiss ist das unmöglich«, hob sie mit Lebhaftigkeit an. »Wisset, mein liebes Kind, dass ein Bote von Sr. Hochwürden dem Abt von Frontenac diese letzten Tage im

Schloss einkehrte, um einen Augenblick auszuruhen, und auch um Erkundigungen über das Ziel seiner Botschaft einzuziehen. Er war von Sr. Hochwürden und von Monseigneur dem Bischof von Aleppo, dem königlichen Kommissar, beauftragt, Herrn von Laroche-Boisseau aufzusuchen und ihn aufzufordern, sich sofort in Frontenac einzufinden, wo die Eröffnung des Codicills zum Testament seines Verwandten, des verstorbenen Grafen von Varinas, stattfinden sollte. Da der Bote nicht wieder hier durchpassiert ist, so kann man annehmen, dass er den Baron getroffen hat und dass sie beide zusammen zu der Abtei gereist sind. Nun aber war der Eröffnungstermin auf den gestrigen Tag festgesetzt und Herr von Laroche-Boisseau muss sich daher in dem Augenblick, wo die Bestie im Walde von Labeyssère erlegt wurde, in Frontenac befunden haben.«

Magnac runzelte die Stirn.

»Sehr gut, fromme Schwester«, sagte er trocken, »da ich aber den Boten selbst mit einem Brief beauftragt habe, welcher den Baron, wenn er nur noch einen Tropfen edles Blut in seinen Adern hat, bewegen müsste, so schnell wie möglich hierherzueilen, so muss ich annehmen, dass man nicht imstande gewesen ist, ihn ausfindig zu machen. Keine Rücksicht auf Interesse oder Familie wäre imstande gewesen, einen Edelmann zu hindern, sich auf meinen letzten Ruf einzufinden.

Übrigens wisst Ihr wohl, meine Schwester, dass der Bote auch noch mit einem ähnlichen Auftrag an eine andere Person versehen war, die ebenso wenig dieser Einladung gefolgt ist, weil ...«

Der Chevalier schwieg, als er sah, dass Schwester Magloire ihm einen geheimnisvollen Wink zuwarf.

»Und diese Person«, rief Christine mit plötzlicher Aufregung, »war Leonce, nicht wahr? Versucht nicht, es mir zu verschweigen! Er ist in dieser Gegend; ich weiß es, ich habe ihn gesehen!«

»Ihr, Fräulein?«, fragte die Nonne mit Erstaunen.

»Dort – dort – auf dem Berg uns gegenüber gewahre ich oft, wenn ich im Garten spazieren gehe, einen Jäger, der auf einer Felsenspitze stehen bleibt und die Blicke zum Schloss wendet. Ich habe ihn trotz der Entfernung im ersten Augenblick erraten. Aber wenn er es ist, warum kommt er nicht? Was hätte er von mir zu fürchten?«

»Vielleicht lässt er sich Gerechtigkeit widerfahren, Fräulein«, entgegnete Magnac steif. »Da Ihr seine Rückkehr wisst, so kann Euch auch nicht unbekannt sein, dass das von seinem Onkel begangene abscheuliche Verbrechen ihm verbietet ...«

»O, pfui doch! Pfui doch, Monsieur!« unterbrach ihn Schwester Magloire mit Entrüstung. »Wagt Ihr, der Ihr so viele Wohltaten vom Prior empfangen habt, an diese Verleumdungen zu glauben? Was Monsieur Leonce betrifft, so frage ich, wer ihn für die Fehler eines anderen verantwortlich machen wollte, selbst wenn diese Fehler gegründet wären? Er ist so sanft, so gut, so edelmütig! Kürzlich, als Monsieur Leonce die Anklage, welche auf seinem Onkel lastet, und die gegen denselben in Anwendung gebrachte Strenge erfahren hat, ist er sogleich nach Frontenac geeilt, um ihn zu trösten und zu verteidigen. Man hat ihm nicht erlaubt, den Pater Bonaventura zu sehen, welcher sich in der strengsten Abgeschiedenheit in seiner Zelle befindet. Nun hat der wackere junge Mann beschlossen, seinem Onkel zur Flucht zu verhelfen. Alles ist dazu schon in Bereitschaft gewesen, als

man das Komplott entdeckt hat. Er würde deswegen noch nicht den Mut verloren und vielleicht der weltlichen und geistlichen Macht die Spitze geboten haben, um seinem unglücklichen Verwandten zu Hilfe zu kommen, wenn nicht der von diesen verwegenen Versuchen in Kenntnis gesetzte Prior selbst ihm den ausdrücklichen Befehl zugesendet hätte, sich ruhig zu verhalten und den Willen Gottes abzuwarten.«

»Ja, Leonce hat so handeln müssen«, rief Christine mit Wärme, »aber ich bitte Euch, meine Schwester, erzählt mir ausführlicher ...«

»Ich weiß nicht viel, mein teures Fräulein, denn es verlautet nichts von dem, was da drüben vorgeht, weil die Abtei mit dem Interdikt belegt ist. Ich habe diese Mitteilungen von dem letzten Boten von Frontenac, einem sehr schüchternen Laienbruder, den ich ein wenig ausfragte, während er in der Küche ausruhte. Aber man musste ihm jedes Wort einzeln auspressen. So viel ist gewiss, dass Monsieur Leonce seinen verzweifelten Versuchen hat entsagen müssen und dem Wunsch des Priors nachgebend, nach Mercoire zurückgekehrt ist, um die Bestie des Gévaudan zu jagen, während der Prozess in der Abtei vollends instruiert werden wird.«

»Aha!«, sagte Christine mit bitterem Lächeln, »der Prior verliert trotz der tödlichen Verlegenheit, in der er sich befindet, wie es scheint, seine früheren Projekte doch nicht aus den Augen. Doch gleichviel, Schwester Magloire, wäre es nicht seltsam, wenn Leonce der Sieger der Bestie des Gévaudan wäre?«

»Und warum sollte er es nicht sein, Fräulein? Er ist gewandt, mutig, unermüdlich ...«

»Wie, Ihr glaubt - und Ihr, Chevalier, Ihr seid in derglei-

chen Dingen urteilsfähiger als wir, schiene Euch meine Vermutung unzulässig?«

Magnac dachte nach.

»Unglücklicherweise nicht, Fräulein«, antwortete er endlich mit augenscheinlichem Ärger. »Monsieur Leonce hat, wie ich gewiss weiß, trotz der Aufforderung, die er erhalten hat, sich nicht zur Abtei begeben. Er ist auf der Meierei Cransac geblieben, wo er seinen Wohnsitz genommen hat. Ich würde nichts Unmögliches darin sehen, dass ihm die Bestie in den Weg gekommen wäre. Noch einmal sage ich, es wäre dies ein großes Unglück, denn ein Mensch von bürgerlicher Herkunft, der Neffe eines Mönches, dem man ein so abscheuliches Verbrechen zur Last legt ...«

Fräulein von Barjac hörte diese letztere Bemerkung nicht. Sie hatte sich ungestüm erhoben.

»O«, sagte sie mit zitternder Stimme, »wenn das wäre, wenn das so sein könnte – aber in diesem Fall hätte er ja schon hier erscheinen müssen. Warum ist er nicht gekommen?«

Während sie diese Worte noch sprach, trat eiligst ein Diener herein.

»Gnädiges Fräulein«, sagte er, »soeben kommt Monsieur Leonce und bittet um Erlaubnis, Euch begrüßen zu dürfen.«

Wenn das Schloss plötzlich von einer übernatürlichen Gewalt in den Lüften hinweggeführt worden wäre, so wäre das Erstaunen der drei in dem Salon versammelten Personen nicht größer gewesen. Niemanden fiel es ein, dem Diener zu antworten.

Endlich murmelte Christine in unaussprechlicher Aufregung: »Er! Also er ist es? Ich danke dir, mein Gott! Du hast mich nicht für meine Unklugheit, für meine Torheit strafen

wollen!«

»Mein Fräulein, ich bitte Euch zu bedenken ...«

»Christine, teures Kind, bedenkt, dass Ihr Euch noch irren könntet!«

Fräulein von Barjac dankte, sich ermannend, ihren beiden Ratgebern durch ein Lächeln, dann setzte sie sich nieder und sagte zu ihnen: »Bleibet bei mir! Ich werde ihn empfangen, wie es einem Fräulein von Barjac geziemt. François«, setzte sie zu dem Diener gewendet hinzu, »führe Monsieur Leonce herein.«

Einige Minuten später durchschritt ein schüchterner Tritt das Vorzimmer und Leonce trat ein.

Er war mit außerordentlicher Einfachheit gekleidet und es lag in seiner Miene etwas Trauriges, Gezwungenes, Gedeemütigtes. Dennoch aber färbte beim Anblick des Fräuleins von Barjac eine dunkle Röte seine Wangen. Es schien, als ob gewaltiges Erstaunen sich mit den stürmischen Gefühlen mischte, welche er empfand.

Er hatte sich Christine immer noch stolz und kühn in Amazonentracht wie früher vorgestellt. Es war, als wenn es ihm Mühe machte, sie in dieser eleganten, graziösen Person wiederzuerkennen, welche bescheiden und sittsam zwischen ihrer Gouvernante und ihrem alten Stallmeister saß.

Wie dem aber auch sein mochte, so war keine der Redensarten, welche er ohne Zweifel im Voraus überlegte, in diesem Augenblick seiner Erinnerung gegenwärtig. Er blieb stumm und zitternd einige Schritte vor der schönen Schlossherrin stehen und begnügte sich damit, dass er sich tief verneigte.

Christine dagegen verstand nicht jene kalte Würde zu bewahren, mit welcher sie paradieren wollte. Einem Gefühl

nachgebend, welches stärker war als ihr Wille, eilte sie dem Freund ihrer Kindheit entgegen, bot ihm die Hand und sagte in sanftem Ton: »Leonce, mein lieber Leonce, ich heiÙe Euch in Mercoire willkommen.«

Dieser liebevolle Empfang, den er vielleicht nicht erwartet hatte, brachte in dem niedergebeugten Gemüt des armen jungen Mannes eine Explosion hervor. Er ergriff die Hand, die ihm geboten wurde, und murmelte mit von Schluchzen unterbrochener Stimme: »Ach Fräulein, wie gut seid Ihr! Ihr verachtet mich also nicht? Ihr hasst mich nicht?«

»Ich sollte Euch hassen? Ich sollte Euch verachten, mein Freund? Was denkt Ihr? Armer Leonce, ich kenne Euren Kummer und ich teile ihn. Aber wo ist nun jene Seelenstärke, jener hohe Verstand, jenes Vertrauen auf Gott, welches ich sonst an Euch bewunderte?«

Sie setzten sich nebeneinander. Die Schwester Magloire erschöpfte sich in Reverenzen vor dem Neffen des Priors, während der Chevalier, zurückhaltender, ein wenig kalte Komplimente an ihn richtete. Leonce gelang es bald, sich zu fassen.

»Verzeiht mir, Fräulein«, hob er wieder an, »eine Bewegung, die Ihr ohne Mühe verstehen werdet. Konnte ich glauben, dass Ihr mich so empfangen würdet, trotz der Erniedrigung, in die ich gesunken bin, während Ihr mir früher mitten in meinen Freuden und in meinem Glück so hart begegnetet!«

»Das ist ein Vorwurf, Leonce, und vielleicht ist er zum Teil verdient. Wenn aber meine Seltsamkeiten sich zuweilen gegen Menschen richten, welche glücklich und stolz sind, so schonen sie dagegen diejenigen, welche schwach und unglücklich sind. Verzeiht mir Eurerseits mein früheres Un-

recht. Ich habe es grausamer gebüßt, als Ihr glaubt.«

Nachdem die Konversation einmal auf diesem Fuß freundschaftlicher Vertraulichkeit hergestellt war, zögerten Schwester Magloire und der Chevalier nicht, daran teilzunehmen.

Leonce aber blieb immer noch düster und beengt. Christine beobachtete ihn verstohlen und schien von einer immer höher steigenden Ungeduld gemartert zu werden.

Endlich unterbrach sie Magnac mitten in einer salbungsvollen Tirade, um plötzlich zu fragen: »Ich weiß, Monsieur Leonce, dass Ihr seit einiger Zeit der Bestie des Gévaudan nachstellt. Habt Ihr bei dieser gefährlichen Jagd viele Konkurrenten?«

»Nur zu viel, Fräulein. Der Lohn des Siegers soll ja so groß sein!«

»Aber gibt es unter diesen Konkurrenten wirklich deren, welche von jenem wahnsinnigen, in einem Augenblick von Geistesabwesenheit ausgesprochenen Schwur Kenntnis haben?«

»Ich weiß es nicht, Christine, aber welcher rechtschaffene Mann würde sich ein so übereiltes Versprechen zu Nutzen machen und Euch eine Eurer unwürdige Wahl aufzwingen wollen? Um die Hand der schönen und edlen Christine von Barjac zu verdienen, würde es nicht genügen, ein tadelloses Leben geführt zu haben. Dazu bedürfte es auch noch eines reinen Namens, einer hohen Geburt und aller äußeren Vorzüge, welche die Rücksicht der Welt verdienen. Jeder, der nicht mit diesen Vorzügen ausgestattet wäre und ein unüberlegtes Gelübde missbrauchen wollte, wäre ein Erbärmlicher, den jeder Mann von Mut und Herz mit Entrüstung von sich stoßen müsste. Nur Eure freie und überlegte Wahl

könnte einem solchen Sieg Wert verleihen.«

Als Christine diese mit leidenschaftlichem Ton gesprochenen Worte hörte, konnte sie sich eines freudigen Schauers nicht erwehren. Augenscheinlich war Leonce der Besieger des wilden Tieres, aber ein übertriebenes Zartgefühl, welches seinen Grund ganz besonders in der entehrenden Lage seines Onkels hatte, hielt ihn ab, sich zu erklären.

Mit gesenkten Augen hob Fräulein von Barjac wieder an: »Ich habe keinen Vorbehalt gestellt, Leonce, als ich jenes furchtbare und feierliche Versprechen gab. Jeder, der die gestellte Bedingung erfüllt haben wird, wird das Recht haben, die Erfüllung meines Versprechens zu verlangen. Möge er sein, wer er wolle. Wie bescheiden und sogar wie niedrig seine Herkunft sein möge, so werde ich mich, wenn auch nicht ohne Bedauern, doch ohne Klage und ohne Murren in mein Schicksal fügen.«

Leonce versank einen Augenblick lang in Nachdenken.

»Dies würde«, hob er wieder an, »nicht dem Mann genügen, der Euch mit tiefer und uneigennütziger Liebe zugetan wäre. Er müsste sich auch noch überzeugen, ob Ihr für ihn Achtung und Zuneigung empfindet.«

»Nun, es würde ihm ja freistehen, sich danach zu erkundigen!«, rief Christine mit einem gewissen Grad von Zorn.

Da Leonce nicht antwortete und in sein Hinbrüten versenkt blieb, so fragte sie, indem sie einen gleichgültigen Ton affektierte: »Habt Ihr, Monsieur Leonce, auch davon gehört, dass die Bestie des Gévaudan gestern Abend im Wald von Labeysère erlegt worden sein soll?«

Der junge Mann richtete sich lebhaft in die Höhe. »Was sagt Ihr, Fräulein? Die Bestie des Gévaudan wäre im Wald von Labeysère erlegt worden? Das ist ja unmöglich!«

»Und warum denn, Leonce?«

»Weil in dem gegenwärtigen Augenblick, wo ich mit Euch spreche, mein Piqueur Denis im Begriff ist, den Wolf in den Schluchten der Monadière, kaum eine Wegstunde von hier, aufzuspüren, und Hoffnung hat, ihn aufzuscheuchen.«

Christine wusste anfangs nicht, ob sie über diese Nachricht erschrecken oder sich freuen sollte.

»Hört Ihr es, Chevalier?«, hob sie an. »Was sagtet Ihr uns denn?«

Magnac wiederholte Wort für Wort die Mitteilung, die er vom Forsthüter Jerome erhalten hatte.

Leonce hörte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an. »Das ist unbegreiflich!«, sagte er endlich mit dem Ausdruck der größten Unruhe. »Denis, der stets so klug und in seiner Kunst so erfahren ist, sollte sich getäuscht haben? Sollte er die Spur eines jener großen Wölfe, von welchen es jetzt in der Umgegend wimmelt, für die Spur der Bestie angesehen haben? Aber dann, Fräulein«, fuhr er mit Aufregung fort, »wenn man die Wahrheit gesprochen hat, dann müsstet Ihr ja von einem Augenblick zum anderen erwarten, irgendeinen zudringlichen Jäger hier erscheinen zu sehen, welcher den Preis seines Sieges zu beanspruchen käme.«

»Ich fürchte das auch, Leonce, ich fürchte es auch. Als ich Euch hier eintreten sah, hoffte ich. Da Ihr es aber nicht seid, der die Bestie erlegt hat, dann in des Himmels Namen, welcher Beweggrund führt Euch jetzt nach Mercoire, nachdem Ihr so lange in der Nachbarschaft verweilt habt, ohne dieses befreundete Haus eines Besuches zu würdigen?«

Leonce schlug sich vor die Stirn. »Das ist richtig. Ich danke Euch, dass Ihr mich daran erinnert, weshalb ich gekommen bin, während das Bewusstsein meiner Unwürdigkeit mich

vielleicht hätte abhalten sollen, die Schwelle Eurer Wohnung zu überschreiten. Wisset denn, dass der Bischof von Aleppo mir kürzlich schrieb, um mich aufzufordern, in Frontenac zu erscheinen, wo man mir, wie das Schreiben sagte, Dinge von größter Wichtigkeit mitteilen würde. Ich bin sehr gleichgültig gegen mein eigenes Schicksal geworden, an welchem ich verzweifle. Übrigens wollte ich nicht den Befehlen jenes übermütigen Priesters, des ergrimmtten Verfolgers meiner Freunde, gehorchen. Deshalb ließ ich antworten, dass es mir unmöglich sei, in der Abtei zu erscheinen. Seit diesem Tag hat man mir eine neue Aufforderung zugesendet, die diesmal von einer Person herrührt, welche ich trotz ihres anscheinenden Unrechtes noch liebe. Diese Nachricht fordert mich auf, mich noch heute im Schloss Mercoire einzufinden, wo ich gewisse Mitteilungen erwarten soll. Ich bin der Person, um welche es sich handelt, niemals ungehorsam gewesen, und ich werde ihr auch nie ungehorsam sein, besonders wenn sie unglücklich ist. Deshalb bin ich trotz des schlimmen Empfanges, den ich fürchtete, und den Eure Güte mir erspart hat, Fräulein, hierhergeeilt und komme Euch zu fragen, ob nicht vielleicht ein Brief oder irgendeine andere Botschaft für mich eingetroffen ist?«

Christine sah ihre beiden Ratgeber fragend an.

»Es ist niemand da gewesen«, sagte Magnac.

»Ich weiß auch von nichts«, sagte Schwester Magloire, »aber es ist noch früh am Tage und vielleicht ...«

»In diesem Fall«, hob Leonce wieder an, »wird Fräulein von Barjac mir hoffentlich in ihrem Haus einen kleinen Winkel einräumen wo ich bis heute Abend die Nachrichten abwarten kann, welche mir angekündigt sind. Ich brauche sehr wenig Platz. Sobald die Nacht einbricht und bis dahin nichts

für mich angekommen ist, gedenke ich meine Zudringlichkeiten zu entschuldigen und mich wieder zu entfernen.«

Diese Demut verletzte Christine tief.

»Leonce, mein Freund, mein Bruder«, hob sie an, »könnt Ihr wirklich so mit mir sprechen? Bleibt in diesem Salon bei mir. Wir wollen von unseren frohen Kinderjahren sprechen. Es ist so lange her, dass ich diesen Genuss habe entbehren müssen.« Dann setzte sie im Ton der Unruhe hinzu: »Trotz meiner selbst kommt mir diese dumme Geschichte, welche uns der Chevalier erzählt hat, nicht aus dem Kopf. Wenn meine ohne Zweifel ungereimten Befürchtungen sich verwirklichen sollten, so wäre es wenigstens ein Trost, einen treuen, ergebenen Freund in meiner Nähe zu haben, der mich tröstet und beklagt.«

»Mein Fräulein«, sagte Magnac mit der Miene beleidigter Würde, »habt Ihr nicht Euren Ehrenkavalier, der sich sehr wohl imstande glaubt, Euch gegen alles zu schützen?«

Christine neigte sich zu Leonce und begann leise mit ihm zu sprechen. Der durch diesen Tausch der Rollen vielleicht verlegen gemachte junge Mann gab einsilbige Antworten. Christine aber, welche eine bald lächelnde, bald schwermütige Miene zeigte, verlor deshalb den Mut nicht, und unmerklich vergaß Leonce seine schmerzlichen Gedanken. Es dauerte nicht lange, so schienen beide übereinzustimmen. Sie sprachen immer leiser, aber mit steigender Lebhaftigkeit, und mitfühlende Tränen benetzten ihre Augen.

Dieses Murmeln einer redlichen Liebe machte auf den Chevalier und auf Schwester Magloire einen ganz verschiedenen Eindruck. Die gute Schwester, welche in ihrer Jugend vielleicht auch einmal geliebt hatte, lächelte nachsichtig. Der Chevalier dagegen rückte auf seinem Stuhl hin und her,

nahm eine Prise nach der anderen und ließ von Zeit zu Zeit ein sonores »Hm! hm!« hören, um welches sich aber niemand kümmerte.

Vielleicht hatten die poetischen Erinnerungen an die Vergangenheit die armen Kinder nach den unbestimmten Bestrebungen der Zukunft hingeleitet, vielleicht begann diese Zukunft ihnen weniger umwölkt und düster zu erscheinen, als man plötzlich in dem Ehrenhof rasche Hufschläge hörte.

Beinahe gleichzeitig riefen laute Jagdfanfaren das Echo des alten Schlosses auf fürchterliche Weise wach.

Die jungen Leute fuhren zusammen. Sie hörten diese Töne, welche sich drohend und gebieterisch in den Korridoren und in den Höfen verlängerten.

»Herr, mein Gott, was ist das?«, rief Schwester Magloire die Hände faltend.

»Wer wagt denn«, rief der Chevalier, »sich auf diese kecke Weise im Schloss Mercoire anzukündigen?«

Rasche Schritte dröhnten in dem Vorzimmer, dann öffnete sich geräuschvoll die Thür und der Diener verkündete: »Der Herr Graf von Varinas!«

Der Baron von Laroche-Boisseau trat ein.

Kapitel X

DAS KÄSTCHEN

Laroche-Boisseau trug seine reiche Uniform als Wolfsjägermeister. Er ging mit stolzem Schritt, hochoberem Haupt und lächelndem Mund wie ein Mann, der seiner sicher ist.

Hinter ihm kam ein Piqueur, der, nachdem er einen gut verschlossenen Kasten neben der Tür des Salons niedergesetzt hatte, sich auf ein Zeichen seines Herrn wieder zurückzog.

Alle Anwesenden waren verblüfft von der Dreistigkeit, womit der Baron in einem Haus erschien, wo man so viele Gründe hatte, ihn zu hassen und zu verachten. Die Schwester Magloire war dunkelrot vor Entrüstung und die hohlen Wangen des Chevaliers hatten eine grünliche Farbe angenommen. Leonce, der zwischen widerstreitenden Empfindungen geteilt war, schien keiner Bewegung fähig.

Nur Fräulein von Barjac erlangte eben durch das Übermaß ihrer Aufregung die Würde wieder, welche ihr wenige Augenblicke vorher Leonce gegenüber untreu geworden war.

Sie hatte sich erhoben. Während der Baron sie begrüßte, sagte sie in ironischem Ton: »Graf von Varinas! Was bedeutet, Monsieur, diese Art und Weise, Euch bei mir ankündigen zu lassen? Hofft Ihr vielleicht dadurch, dass Ihr einen neuen Namen annehmt, die Erinnerungen zu verwischen, die Ihr unter dem alten hier zurückgelassen habt?«

Laroche-Boisseau wurde trotz seiner Dreistigkeit durch die Schroffheit dieser Rede ein wenig aus der Fassung gebracht.

»O, reizendes Fräulein«, sagte er, indem er sich bemühte,

zu lächeln, »ist es wohl großmütig von Euch, mich an ein Unrecht zu erinnern, welches Ihr mir verziehen und wofür ich so grausam bestraft worden bin? Was den neuen Titel und den neuen Namen betrifft, den ich jetzt trage, so gehört derselbe mir durch das Recht der Geburt. Und niemand kann mir ihn mehr streitig machen.«

»Also, Monsieur«, fragte die Schlossherrin, bei welche die weibliche Neugier Gefühle anderer Art einen Augenblick lang zum Schweigen brachte, »Ihr seid also schon im Besitz der Domänen Varinas?«

»Noch nicht, meine Schöne, aber es bleibt mir nur noch eine einfache Formalität zu erfüllen übrig, denn ich habe das Versprechen des königlichen Kommissars. Vielleicht würde selbst die Besitznahme schon gestern stattgefunden haben, wenn ich mich nach Frontenac begeben hätte, wie ich eingeladen war. Da mich aber dringende Geschäfte in hiesiger Gegend zurückhielten, so zog ich es vor, meinen bevollmächtigten Anwalt hinzuschicken, der meine Interessen gegen diese zürnenden Mönche besser zu verteidigen wissen wird, als ich. Mittlerweile habe ich, wie Ihr seht, den Titel und den Namen angenommen, welche mein rechtmäßiges Familienerbteil sind.«

Leonce konnte nun nicht mehr an sich halten.

»Dennoch aber scheint mir«, sagte er in trockenem Ton, »dass Ihr Euch sehr beeilt, Euch mit einer Eigenschaft zu schmücken, welche Euch dem Recht und Gesetz nach noch nicht zugehört.«

Laroche-Boisseau drehte sich rasch herum und sah Leonce an, als ob er ihn jetzt erst gewahrte.

»Ah, seid Ihr es, mein munterer Jagdgenosse?«, fragte er mit verächtlicher Vertraulichkeit. »Ich könnte Euch entgeg-

nen, dass Eure Meinung nicht viel zur Sache tut, aber ich will nachsichtig gegen Euch sein, denn ich errate, aus welchem Grund Ihr in dergleichen Interessen interveniert. Nach Eurer Meinung beweist ohne Zweifel meine gegenwärtige Eigenschaft das Verbrechen derer, deren heimlichen Machinationen es gelungen war, mich ihrer so lange zu berauben. Vielleicht habt Ihr wirklich recht. Übrigens verzeihe ich einem Freund, den das Unglück bitter macht, sehr viel ...«

»Einem Freunde, Monsieur? Ich wusste nicht, dass ich die Ehre habe, der Eure zu sein ...«

»Seht Ihr? Während unsere Beziehungen so intim, so vertraulich gewesen sind? Indessen es mag so sein, wie Ihr wünscht. Mir liegt durchaus weiter nichts daran, das versichere ich Euch.« Er lachte höhnisch.

Leonce zitterte vor Zorn aber er gedachte wieder des dem Prior gegebenen Versprechens und sagte bei sich selbst: »Nein, ich will meinem unglücklichen Onkel nicht diesen Kummer bereiten. Ich werde ihm meinen Schwur halten, möge kommen, was da wolle.«

Laroche-Boisseau wollte vielleicht Leonce eine abermalige sarkastische Bemerkung zuschleudern, als der Chevalier seine Aufmerksamkeit ablenkte.

»Herr von Varinas«, sagte Magnac, indem er sich tief vor ihm verneigte, »scheint die Versprechungen vergessen zu haben, die er unter dem Namen Laroche-Boisseau gegeben hat. Aus diesem Grund hat er wahrscheinlich meine Botschaften nicht erhalten und auch nicht darauf geantwortet, wie es doch unter Edelleuten aus gutem Haus Brauch und Sitte ist. Jetzt aber halte ich mich an ihn und werde, mag er nun Varinas oder Laroche-Boisseau heißen, ihn nicht eher loslassen, als bis ich einige Worte spezieller Erklärung von

ihm erlangt habe.«

Der Baron begann noch lauter zu lachen.

»Morbleu, mein fahrender Ritter, mein Verteidiger der Schönen, mein tapferer Paladin beleidigter Damen«, rief er, »Ihr seid in Euren Gedanken ganz verteufelt hartnäckig! Ohne Zweifel handelt es sich noch um den Forsthüter Fargeot und um die Freiheit, die ich mir nehme, ohne Eure Erlaubnis im Wald von Mercoire zu jagen, was weiß ich? Wohlan, wohlan, wir werden darauf zurückkommen. Und wenn wir den Zwist mit hölzernen Säbeln oder Degen von Pfefferkuchen entscheiden müssten, so sollt Ihr jedenfalls Satisfaktion haben, das verspreche ich Euch. Für den Augenblick aber nehmen andere und dringendere Angelegenheiten mich in Anspruch. Ich will vor allen Dingen Eure Herrin von dem Beweggrund zu diesem Besuch, der ihr durchaus nicht angenehm zu sein scheint, in Kenntnis setzen.«

»Wenn Herr von Laroche-Boisseau dies denkt, « sagte Christine kalt, »so ist es unverantwortlich von ihm, wenn er diesen Besuch verlängert.«

»Ihr begegnet mir sehr grausam, Fräulein. Indem ich hier erschien, setzte ich vollständiges Vertrauen auf die Verzeihung, welche Ihr mir so großmütig gewährt hattet.«

»Meine Verzeihung ermächtigte nicht zu Zudringlichkeiten. Doch beeilt Euch, mich vom Gegenstand Eures Besuchs in Kenntnis zu setzen. Ihr habt recht, wenn Ihr glaubt, dass diese Unterredung für mich sehr peinlich ist.«

Laroche-Boisseau war vielleicht infolge seiner besonderen Begriffe von den Frauen auf einen so unverhohlenen und hartnäckigen Widerwillen nicht gefasst.

Da er nicht sogleich antwortete, so sagte Magnac in seinem gleichgültigen, kalten Ton zu ihm: »Wohlan, mein Herr Ba-

ron oder Herr Graf, denn es fällt mir nicht ein, Eure Titel streitig machen zu wollen, habt Ihr nicht gehört? Fräulein von Barjac, meine edle Gebieterin, wünscht, dass Ihr sie so schnell wie möglich von dem Zweck Eures Besuches in Kenntnis setzt und dann ...« Er zeigte mit dem Finger auf die Tür.

Laroche-Boisseau stampfte vor Wut mit dem Fuß.

»In Teufels Namen, alter Murrkopf«, rief er, »nehmt Ihr Eure Bedientenrolle wirklich so ernst? Wenn ich das dächte ...«

»Monsieur«, unterbrach Leonce seinerseits in lebhaftem Ton, »Ihr vergesst Euch in Gegenwart und im Haus einer Dame.«

Laroche-Boisseau betrachtete mit funkelndem Blick die beiden Verteidiger Christines und schlug plötzlich ein neues schallendes Gelächter auf.

»Palsambleu, mein Fräulein, ich muss Euch Glück wünschen. Es möchte nicht geraten sein, im Schloss Mercoire Eurem Willen widerstehen zu wollen. Ihr habt da tapfere Verteidiger, die sich nicht entblöden würden, den Kecken zur Tür hinauszuerwerfen, wenn man sie nur machen ließe. Aber es ist Zeit, mich zu erklären und zu versuchen, ob ich nicht einen Austausch der Rollen herbeiführen kann.«

Fräulein von Barjac, welche bis jetzt stehen geblieben war, setzte sich, an allen Gliedern zitternd. Magnac und selbst Leonce erwarteten, ihren persönlichen Groll vergessend, mit außerordentlicher Spannung, was der Baron sagen würde.

Dieser schien ein Vergnügen daran zu finden, die bange Erwartung möglichst lange dauern zu lassen. Endlich fragte er, indem er jedes Wort betonte: »Ihr werdet Euch erinnern, Fräulein, dass Ihr Euch durch einen Schwur verbindlich ge-

macht habt, den Jäger zu heiraten, welcher die Bestie des Gévaudan erlegt haben würde, vorausgesetzt, dass er nicht einem dienenden Stand angehöre.«

»Ich erinnere mich dessen«, entgegnete Christine mit matter Stimme.

»Und«, fuhr Laroche-Boisseau fort, »seid Ihr noch bereit, diesen Schwur zu halten oder werdet Ihr Eure Hand einem wackeren Mann verweigern, welcher Euer Versprechen ernst nehmend, Gefahren und Beschwerden getrotzt hat, um der gestellten Bedingung zu genügen?«

»Dieser Zweifel ist eine Beleidigung, Monsieur.«

»Wohlan denn«, rief der Baron triumphierend, »dann beanspruche ich für mich alle Vorrechte, welche dem Sieger des Tieres versprochen worden sind. Ich habe das Glück gehabt, gestern im Wald von Labeysère das wütende Tier zu erlegen. Hier sind meine Beweise.«

Er holte den Kasten herbei, den sein Lakai neben der Tür niedergesetzt hatte, öffnete und zeigte den noch blutenden Kopf und die Klaue eines Wolfes.

Christine aber hatte nicht den Mut, diese scheußliche Trophäe zu betrachten. Sie hatte sich kraftlos in ihren Sessel zurückgeworfen.

Die anderen Anwesenden waren kaum weniger aufgereggt, obwohl sie auf dieses Ereignis gefasst sein mussten.

Leonce stand wie vernichtet da. Der Chevalier, dessen Begriffe stets etwas langsam waren, sah aus, als ob er über den Fall nachdächte, während Schwester Magloire Augen und Hände gen Himmel erhob und Gebete murmelte.

Keine von diesen Einzelheiten konnte Laroche-Boisseau entgehen.

»Aber«, hob er in spöttischem Ton wieder an, »wie es

scheint, veranlasst mein Sieg hier gerade keinen unmäßigen Ausbruch von Freude! Und dennoch ist der Baron von Laroche-Boisseau, Graf und Herr von Varinas, keine zu verachtende Partie, da ja der Zufall irgendeinen elenden Wildddieb zum Schlossherrn von Mercoire hätte machen können.«

Es trat abermaliges Schweigen ein.

»Herr Baron«, sagte Leonce endlich mit Verzweiflung, »die Freunde des Fräuleins von Barjac können nicht alle Eure Behauptungen ohne nähere Untersuchung für wahr annehmen. Vor allen Dingen müsste auf unzweifelhafte Weise nachgewiesen werden, dass das Tier, dessen Kopf uns hier vorgewiesen wird, wirklich die Bestie des Gévaudan ist, und ich habe gewisse Gründe zu glauben ...«

»Jeder Unbefangene braucht nur diese Beweisstücke ins Auge zu fassen«, hob Laroche-Boisseau wieder an, indem er auf die im Kasten liegenden Gegenstände zeigte. »Könnte wohl ein anderes Tier als die berühmte Bestie des Gévaudan diesen ungeheuren Kopf, diese furchtbaren Hautzähne, diese starken Klauen haben ...«

»Und wer beweist uns«, fuhr Leonce fort, »dass Ihr, Monsieur, Ihr allein den Wolf, dessen Kopf Ihr uns hier vorzeigt, tödlich getroffen habt?«

»Man wird darüber Maître Legris, meinen Schützling, anhören. Obwohl er in diesem Augenblick mit mir schmollt und sich geweigert hat, mich hierher zu begleiten, so wird er doch nicht umhinkönnen, durch seine Aussage die Wahrheit meiner Worte zu bestätigen. Auch kann man noch meinen ersten Piqueur Labranche und die zahlreichen Bauern anhören, welche mir als Treiber dienten, als ich diesen glücklichen Büchschuss tat. Beruhigt Euch daher, Monsieur Leonce. Man wird alle nötigen Garantien denen liefern,

welche das Recht haben, sie zu verlangen. Für den Augenblick handelt es sich bloß darum, zu wissen, ob Fräulein von Barjac ihren Schwur, selbst mir gegenüber, halten wird.«

Die arme Christine antwortete mit Anstrengung: »Ich werde ihn halten, Monsieur, sollte es auch mein Tod sein.«

Diese Form der Einwilligung schien nicht nach Laroche-Boisseaus Geschmack zu sein. Er machte eine bedeutsame Grimasse.

Leonce rief energisch: »Herr Baron, Ihr seid Edelmann. Ihr könnt ein solches Opfer nicht annehmen! Ihr müsst viel zu stolz, zu zartfühlend sein, um den Vorteil zu missbrauchen, den Euch ein glücklicher Zufall über eine junge Dame gibt, welche jeder Rücksicht und Schonung würdig ist. Sie liebt Euch nicht, das wisst Ihr. Sie würde ihre Hand nur, um ihr voreiliges Gelübde zu erfüllen, in die Eure fallen lassen. Könnte wohl eine unter solchen Bedingungen geschlossene Vermählung das Glück des einen oder des anderen Teiles sichern? Wäre sie nicht eine Schande, eine Lächerlichkeit für Euch? Entsagt daher großmütig dem Vorteil eines unüberlegten Versprechens. Die Würde Eures Namens und die Ehre gebieten es Euch in gleicher Weise.«

»Ja«, ergänzte Laroche-Boisseau mit Ironie, »und lasst den Platz einem gewissen kleinen Seladon frei, dem schmach tenden Helden einer jener Liebschaften, welche zuweilen zwischen einem Schüler und einer Pensionärin bestehen. Nicht wahr, Monsieur Leonce? In der Tat, wenn jemand dergleichen Hoffnungen gefasst hat, so könnte man keinen unfähigeren Anwalt finden, um mich zu bewegen, mich damit einverstanden zu erklären.«

Dieses Mal vermochten Leonces Entschlüsse, die Erinnerung an die seinem Onkel gegebenen Versprechungen, nicht

mehr gegen die Wut standzuhalten, welche ihn erstickte.

»Baron von Laroche-Boisseau«, sagte er in festem Ton, »Ihr seid ein Nichtswürdiger. Die Liebe hat nichts zu tun mit Euren Absichten auf eine edle junge Dame, welche Euch hasst und verachtet. Das, was Ihr begehrt, ist ihr Vermögen, ihre schönen Besitzungen, weil Ihr darin die Mittel seht, Euer durch Eure Verschwendung und Ausschweifungen beschmutztes und geschwärztes Wappenschild wieder zu vergolden.«

Der Baron konnte einer so unmittelbaren und heftigen Beleidigung gegenüber seine verächtliche Kaltblütigkeit ebenfalls nicht länger bewahren.

»In Teufels Namen, Monsieur Abenteurer, « rief er, »das heißt, die Unverschämtheit zu weit treiben! Aber, wärt Ihr auch zehnmal von gemeinerer Herkunft, so werde ich Euch zwingen, die beleidigenden Worte, die Ihr soeben ausgesprochen habt, zu widerrufen.«

»Das wird nicht geschehen, Monsieur, im Gegenteil werde ich überall, wohin Ihr kommt, laut erzählen ...«

»Genug Monsieur. Ohne Zweifel wollet Ihr durch das Übermaß der Beleidigung die Entfernung verwischen, welche uns trennt. Es ist Euch gelungen. Gehen wir, Monsieur, gehen wir sofort.«

»Endlich!« sagte Leonce.

Sie lenkten ihre Schritte schon zur Tür, ohne dass die halb ohnmächtige Christine die geringste Anstrengung zu irgendeiner Einmischung hätte machen können, als der Chevalier von Magnac ihnen mit größerer Lebhaftigkeit, als man von ihm hätte erwarten können, den Weg vertrat.

»Noch einen Augenblick, Messieurs«, sagte er in ernstem Ton, »so kann die Sache nicht gehen. Der Herr Baron oder

vielmehr der Herr Graf gehört nicht mehr sich an. Ich habe schon längst mein Prioritätsrecht in Bezug auf ihn begründet und dieses Recht ist noch durch alle die übelklingenden Worte bestätigt worden, deren Herr von Laroche-Boisseau – ich wollte sagen, der Graf von Varinas – sich soeben bedient hat. Ich halte daher an meinem Vorrecht fest und da Herr von Laroche-Boisseau – ich wollte sagen, der Graf von Varinas – so gut aufgelegt und bereitwillig ist, so bitte ich ihn, mir die Ehre ...«

»Herr von Magnac, ich beschwöre Euch«, sagte Leonce mit Energie, »erlaubt mir, die Beleidigungen zu rächen, welche mir und den Personen, die mir die teuersten auf der Welt sind, angetan worden sind! Ihr wisst nicht, wie viel Wermuth und Galle dieser unwürdige Mann in mein Herz geträufelt hat.«

»Zu meinem lebhaften Bedauern, Monsieur Leonce, kann ich hierin Euren Wünschen nicht nachgeben. Mir kommt es zu, die Beleidigungen zu züchtigen, die meiner jungen Gebieterin angetan worden sind. Dies gehört zu den Pflichten meines Amtes und übrigens müssen die Beschwerden einer Dame vor den Euren und den meinen den Vorrang behaupten. Es tut mir sehr leid, Euer Begehren zurückweisen zu müssen, aber ...«

»Morbleu!«, unterbrach ihn Laroche-Boisseau wütend, »so kommt doch alle beide! Glaubt Ihr denn, dass ich mir viel aus einem von feigen Mönchen aufgefütterten jungen Gimpel und einem alten zahnlosen Narren mache, den die Lust anwandelt, sein verrostetes Käsemesser noch einmal aus der Scheide zu ziehen? Kommt, sage ich Euch! Allein oder einzeln werde ich beide Mores lehren – das verspreche ich Euch.«

»Wohlan! Entfernen wir uns vor allen Dingen«, hob Leonce wieder an. »In Gegenwart einer Dame kann diese Frage nicht entschieden werden.«

»Ja, ja, gehen wir«, sagte der Baron.

»Ich stehe zu Befehl, Messieurs«, sagte Magnac sich verneigend.

Fräulein von Barjac war endlich imstande, die Betäubung von sich abzuschütteln, in welche sie durch diesen tumultuarischen Auftritt versetzt worden war. Sie erhob sich rasch und indem sie die Schwester, welche sie zurückhalten wollte, von sich stieß, rief sie in gebieterischem Ton: »Bleibt, Messieurs, bleibt! Ich bitte Euch darum – ich befehle es, wenn meine Befehle hier noch von irgendwelchem Gewicht sein können.«

Die drei Männer blieben stehen. Nach einem Augenblick des Zögerns näherten sie sich mit langsamen Schritten der Schlossherrin.

»Ich bitte Euch, Messieurs, hört mich an«, sagte sie. »Ganz besonders an Euch wende ich mich, mein lieber Leonce, an den Gespielen meiner Kindheit, und auch an Euch, mein guter Chevalier, Ihr, der Ihr mir stets so viel Rücksicht und Aufmerksamkeit bewiesen habt. So lange ich mich widersetzen kann, werde ich nicht zugeben, dass Ihr um meinetwillen Euch mit Herrn von Laroche-Boisseau in einen tätlichen Zwist einlasst. Der Herr Baron scheint die durch mein Gelübde gestellten Bedingungen genau erfüllt zu haben. Der Preis, den er dafür zu beanspruchen kommt, kann ihm daher nicht verweigert werden. Ich darf nicht zugeben, dass meine Diener und meine Freunde dazwischentreten, um mich den Folgen eines voreiligen Versprechens zu entziehen, denn dann könnte man mich mit Recht anklagen, dass ich unwür-

dige Ausflüchte benutzte, um mein Wort zurückzunehmen. Ich fordere Euch daher auf, dieser Herausforderung, deren eigentliche Ursache ich bin, keine Folge zu geben. Jeder, der es täte, würde mein Feind werden.«

»Christine«, entgegnete Leonce, »dieser Mann hat sich gegen meinen Onkel und gegen mich der beleidigsten Ausdrücke bedient. «

»Er hat die Ehre des Hauses Magnac beleidigt«, sagte der Chevalier.

»Und setzt hinzu, Messieurs«, bemerkte Laroche-Boisseau in stolzem Ton, »dass ich nichts zurücknehme.«

Christine fuhr zu dem Chevalier und Leonce gewendet fort: »Versucht nicht, mich zu täuschen, meine guten Freunde. Meine Sache, aber nicht die Eure, ist es, welche Ihr verteidigen wollt. Verzichtet darauf, ich beschwöre Euch. Die furchtbare Lage, in der ich mich befinde, ist gänzlich mein Werk. Meine Unklugheit, meine verhängnisvolle Übereilung, meine übermütige Hartnäckigkeit haben alles getan. Ich allein muss daher auch die Strafe meines Fehlers tragen.«

Gleichzeitig führte sie jeden der beiden Gegner des Barons beiseite und schien die eindringlichsten Argumente aufzubieten, um sie von ihrem Vorhaben abwendig zu machen.

Beide stellten sich endlich, als ob sie ihren Bitten nachgäben, aber es war leicht zu erraten, dass sie die erste Gelegenheit benutzen würden, um den Streit zu erneuern.

Laroche-Boisseau hatte seine ganze Kaltblütigkeit wiedererlangt. Als er sah, dass Fräulein von Barjac ihren Zweck erreicht zu haben schien, sagte er lächelnd: »Ich danke Euch, meine Schöne. Das nenne ich rechtschaffen Wort halten! Lasst mich jetzt hoffen, dass diese Rechtschaffenheit das Vorspiel weniger feindseliger Gesinnungen gegen den künf-

tigen Schlossherrn von Mercoire sein wird.«

Er küsste ihr die Hand.

»Schlossherr von Mercoire,« wiederholte Leonce. »Der seid Ihr noch nicht, Monsieur. Fräulein von Barjac hängt noch von erleuchteten und strengen Vormündern ab, deren Pflicht es ist, sie gegen die Ausschreitungen ihrer eigenen Großmut zu schützen. Nun müsste ich mich sehr irren, wenn bei den Vätern von Frontenac sich nicht genug Weisheit, Macht und Energie vorfinden sollte, um diese Heirat absolut unmöglich zu machen.«

»Glaubt Ihr das, mein Freund?«, fragte Christine lebhaft.

Leonce wiederholte seine Behauptung mit noch größerer Wärme.

»Morbleu, das werden wir sehen«, entgegnete der Baron mit seinem verächtlichen Lächeln. »Dieser gute junge Mann vergisst in seiner lebhaften Zuneigung zu den Mönchen von Frontenac, dass ihnen in diesem Augenblick der Kamm ein wenig gefallen ist und dass ihnen ein gewisser Bischof kürzlich die Nägel sehr kurz verschnitten hat. Ich werde sie festen Fußes erwarten, und wir werden ja sehen, welcher von ihnen es wagen wird, sich an mich zu machen. Wird es wohl der arme, schwachköpfige, an Gicht und Rheumatismus leidende alte Abt sein, der schon mit einem Fuß im Grabe steht? Oder vielleicht jener tapfere Vorkämpfer des Klosters, der gewandte, denkende Kopf der Brüderschaft, der geschickte, kluge, beredete Pater Bonaventura? Unglücklicherweise ist diese Sonne des Klosters gegenwärtig sehr verdunkelt. Der fromme Mann ist, der Ermordung eines armen kleinen Knaben angeklagt, in seine Zelle eingemauert, die er wahrscheinlich bald mit einem finstern, tiefen Kerker vertauschen wird.«

»Wisst Ihr das auch gewiss, Monsieur?«, fragte Schwester Magloire in eigentümlichem Ton.

Seit einem Augenblick hatte sich nämlich das Getöse von Stimmen und Hufschlägen in dem großen Hof des Schlosses erneuert. Die Nonne, welche immer unruhig war oder vielleicht von einer geheimen Ahnung getrieben wurde, war hinausgegangen, um die Ursache dieses Tumults zu erforschen. Aus einem Fenster, welches auf den großen Hof ging, hatte sie zwei von großen Maultieren getragene Sänften und mehrere Diener zu Pferde gesehen. Ein einziger Blick in das Innere der Sänften war für sie hinreichend gewesen und sie war von Hoffnung und Freude zitternd in den Salon zurückgekehrt.

Die Anwesenden wollten, als sie ihre Aufregung bemerkten, sie ausfragen, aber sie hatte nicht mehr Zeit zu antworten.

Die Tür öffnete sich plötzlich wieder und der Diener meldete mit vor Ehrfurcht halberstickter Stimme: »Seine Eminenz der Bischof von Aleppo! Seine Hochwürden der Prior von Frontenac!«

Gleichzeitig traten der Bischof und der Prior ein, indem sie sich freundschaftlich aufeinander stützten.

Kapitel XI

DIE ENTHÜLLUNGEN

Monseigneur von Cambis besaß trotz der Kleinheit seiner Gestalt jene majestätische, würdevolle Miene, welche niemals verfehlte, allen zu imponieren, die in seine Nähe kamen. Er war in einen violetten Reisemantel gehüllt und trug einen runden Hut von derselben Farbe, unter welchem hervor man seine grauen durchbohrenden Augen funkeln sah.

Neben ihm ging mit demütigem Schritt der Pater Bonaventura, stets schlicht, ruhig und lächelnd wie sonst. Ein wenig Magerkeit und eine leichte Blässe verrieten allein die Prüfungen, welche er in der letzten Zeit zu ertragen gehabt hatte.

»Mein Onkel, mein Wohltäter!«, rief Leonce außer sich, »Ihr seid mir also wiedergegeben!«

Er warf sich in Tränen ausbrechend in die Arme des Priors.

Der Pater Bonaventura gab ihm, kaum weniger bewegt, seine Liebkosungen zurück und murmelte sanft: »Wie, Leonce, so zärtlich zeigst du dich gegen einen Übeltäter, gegen einen Verbrecher?«

»Mein Onkel, ich habe diesen Verleumdungen, obwohl sie mir das Herz zerrissen haben, niemals geglaubt. Ich bin überzeugt, dass es Euch keine Mühe gekostet hat, Euch reinzuwaschen.«

»Kind, glaubst du denn, dass ich deine Beweise von Liebe annehmen würde, wenn ich mich derselben nicht würdig fühlte? Doch still!«, fuhr er auf den Bischof zeigend fort, »wir befinden uns in Gegenwart eines Kirchenfürsten.«

Mittlerweile war die Herrin des Schlosses, von der Schwes-

ter Magloire begleitet, dem Bischof entgegengeeilt. Die Nonne warf sich vor ihm nieder, während Christine sich verneigte, indem sie stammelte: »Monseigneur, ich bin durchdrungen von Dankbarkeit für die Ehre ...« Dann aber vermochte sie nicht mehr, sich zu fassen, sondern sank selbst auf die Knie nieder, indem sie rief: »O, Monseigneur, es ist der Himmel, der Euch in diesem Augenblick mir zur Hilfe sendet! Ihr seid allmächtig - schützt mich!« Ihre Augen strömten von Tränen über.

Der Bischof hob sie mit gütiger Miene auf. »Der Frieden des Herrn sei mit diesem Haus«, hob er in ernstem Ton an, »und Ihr, meine Töchter, demütigt Euch nur vor Gott. Selbst die, welche in seinem Namen zu handeln glauben, sind schwache, dem Irrtum unterworfenen Geschöpfe. Ich habe seit Kurzem dies auf grausame Weise an mir selbst erfahren.«

Dann wendete er sich zu dem Prior, welcher sich mit Leonce näherte, betrachtete den jungen Mann mit neugierigem Blick und fragte: »Lieber Bruder, ist er das?«

»Ja, er ist es, Monseigneur.«

Der Bischof machte auf Leonces Stirn das Zeichen des Kreuzes. »Gott segne Euch, mein Sohn«, sagte er in liebevollem Ton, »und haltet stets den tugendhaften, ehrwürdigen Mann lieb und wert, von welchem Ihr die ersten Lehren empfangen habt. Ihr habt trotz meiner dringenden Einladung nicht zu mir kommen wollen. Deshalb komme ich nun zu Euch und komme zur Freude für einige, wie zur Beschämung und Verwirrung für andere. Und auch Ihr, Herr Baron«, fuhr er fort, indem er sich zu Laroche-Boisseau wendete, welcher mit Zurückhaltung grüßte, »auch Ihr seid gestern nicht zu der Versammlung in der Abtei Frontenac erschie-

nen.«

»Eine wichtige Angelegenheit hielt mich hier zurück, Monseigneur. Aber Ihr habt wohl meinen bevollmächtigten Anwalt, den alten Legris, gesprochen?«

Herr von Cambis nickte.

»Es kommt nichts darauf an«, antwortete er. »Ihr werdet sogleich erfahren, was geschehen ist, und es ist abermals die Vorsehung, welche Euch heute in dieses Haus führt, um einem großen Akt der Gerechtigkeit beizuwohnen.«

Er setzte sich und alle nahmen um ihn herum Platz, mit Ausnahme der Schwester Magloire und des Chevaliers, welche in ehrerbietiger Haltung ein wenig abseits standen. Leonce und Christine, welche nicht wussten, um was es sich handelte, hefteten ihre Blicke abwechselnd auf die friedlichen Züge des Priors und das strenge Antlitz des Bischofs. Laroche-Boisseau, der weniger geduldig war oder irgendein für ihn schlimmes Ereignis voraussah, konnte sich nicht mäßigen.

»Nun, Monseigneur«, fragte er mit seiner gewohnten Dreistigkeit, »was ist denn seit unserer letzten Unterredung in Frontenac geschehen? Die Dinge haben, wie es scheint, eine andere Gestalt gewonnen. Damals schient Ihr erfüllt von Abscheu gegen diese verhassten Mönche, welche ein Kind dem Tode überantwortet, um sich seines Erbteils zu bemächtigen. Ihr zermalmtet sie mit der ganzen Wucht Eures Zornes und erklärtet laut, dass Ihr die begangenen Ungerechtigkeiten wiedergutmachen und die Schuldigen ohne Erbarmen züchtigen würdet. Und dennoch begegnet Ihr jetzt mit der größten Gunst dem Haupturheber jenes entsetzlichen Meuchelmordes, dem Mönch, dessen gefährliche Schlauheit allem Anschein nach die Übrigen seiner Brüder verführt hat

...«

Herr von Cambis unterbrach ihn lebhaft.

»Herr Baron«, sagte er, »hört auf, den rechtschaffenen Mann, der uns hört, und das fromme Haus zu beleidigen, dessen Ruhm und Vorbild er ist. Wie Ihr sagt, die Dinge haben seit einigen Stunden eine sehr veränderte Gestalt gewonnen. Die Wahrheit hat sich durch unleugbare Zeichen kundgegeben. Gott hat erlaubt, dass ich den Irrtum erkannte, in den ich durch übergroßen Eifer und vielleicht auch durch übergroße menschliche Anmaßung verfallen war. Die Brüder von Frontenac machten sich, als ich sie verfolgte, zu Märtyrern ihrer Pflicht. Der gute Prior, den ich in meiner Verblendung durch meine ungerechte Strenge niederdrückte, hatte nicht aufgehört, meine Achtung und Bewunderung zu verdienen.«

»Ha, das wusste ich, mein Onkel!«, murmelte Leonce, indem er die Hand des neben ihm sitzenden Bonaventura an seine Lippen drückte.

»Ach, ehrwürdiger Vater«, hob Christine an, »werdet Ihr mir wohl verzeihen, dass ich geglaubt ...«

Der Prior gebot beiden durch eine wohlwollende Gebärde Schweigen.

Laroche-Boisseau hob mit Heftigkeit wieder an: »Monseigneur, Monseigneur! Man hat Euch getäuscht. Ohne Zweifel ist dieses das Werk dieses listigen Mönches, dessen Zunge die Falschheit und das Gift einer Schlange besitzt. Aber es wird nicht so leicht sein, mich abzufertigen. Noch ehe ich weiß, durch welches Gewebe von sinnreichen Fabeln man verstanden hat, Euren Scharfsinn zu täuschen, erkläre ich, dass ich von meiner Verfolgung gegen den Mörder meines jungen Verwandten nicht abstehe werde. Als Haupt der

Familie kann ich mich dieser gebieterischen und heiligen Pflicht nicht entziehen. Begleitete der Pater Bonaventura seinem eigenen Geständnis zufolge nicht am Abend des Verbrechens das geheimnisvolle Individuum, welches Frau Fargeot im Garten von Varinas anredete? Jedenfalls müsste der Prior doch sagen, wer jener Elende gewesen ist und erklären ...«

»Man kennt ihn jetzt, Herr Baron«, entgegnete der Prälat kalt.

»Und wer war es denn?«

»Euer Onkel, der Graf von Varinas, der Vater des verschwundenen Knaben selbst!«

Laroche-Boisseau stand betäubt da, als ob er einen Keulenschlag auf den Kopf bekommen hätte.

»Ihr zweifelt«, hob Herr von Cambis wieder an, »aber Ihr werdet nicht mehr zweifeln, wenn Ihr das letzte Kodizill des verstorbenen Grafen gesehen haben werdet, das Kodizill, welches dem ausdrücklichen Befehl des Testators gemäß erst gestern vor dem Kapitel von Frontenac verlesen worden. Der Graf erzählt darin auf die umständlichste Weise, wie er an dem fraglichen Abend sich durch eine kleine Tür, zu welcher er allein den Schlüssel hatte, in den Garten von Varinas schlich, wie es ihm gelang, unter einem Vorwand die Amme zu entfernen und sich des Knaben zu bemeistern ...«

»Noch einmal, Monseigneur, man täuscht Euch«, unterbrach ihn der Baron. »Wäre wohl ein Vater, selbst wenn er an Geistesstörung gelitten hätte, wie vielleicht mit meinem Onkel der Fall war, so barbarisch gewesen, der Mörder seines jungen Sohnes zu werden?«

»Und wer sagt Euch denn, Monsieur, dass das Kind umge-

kommen sei? Dieses Kind existiert.«

»Das ist unmöglich!«

»Es existiert, sage ich Euch, und der Beweis ist, dass wir es alle kennen, dass es vor Euch steht.«

»Wie, es wäre ...«

»Der sogenannte Neffe des Priors, der sogenannte Leonce, der endlich seinen wahren Namen und Titel als Graf von Varinas annehmen wird.«

Ausrufungen der Freude und Überraschung begrüßten diese unerwartete Enthüllung.

Leonce – denn wir werden fortfahren, ihn bei diesem Namen zu nennen – hatte sich rasch erhoben und sah den Prior an, so, um von ihm die Bestätigung der Worte der Bischofs zu verlangen.

»Monseigneur kann nichts bestätigen, was nicht streng der Wahrheit gemäß wäre, mein Sohn«, sagte Bonaventura. »Dies ist das Geheimnis, welches ich dir so sorgfältig verschwiegen, während ich dich auf deine jetzige Größe vorbereitete. Du gehörst mir durch kein anderes Band an, als durch das unserer wechselseitigen Zuneigung ...«

»Und dieses, mein Vater, wird niemals zerreißen!«, rief Leonce, indem er ihm um den Hals fiel.

Aller Augen, außer die des Barons, waren tränenfeucht.

Leonce empfing die Glückwünsche des Chevaliers und der Schwester Magloire. Während er sich diesen süßen Regungen hingab, neigte sich Christine zu dem Prior.

»Mein Vater«, fragte sie, »ist dies jener reiche Bewerber von hoher Geburt ...«

»Den Ihr zurückgewiesen, meine Tochter, den Ihr einer übereilten Aufwallung geopfert habt. Unglückliches Kind! Unglückliches Kind!«

Christine warf sich in ihren Sessel zurück und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Laroche-Boisseau hatte keine Bewegung gemacht, um sich seinem jungen Verwandten zu nähern. Nachdem er sich ein wenig von der Bestürzung erholt hatte, welche diese Entdeckung ihm anfangs verursachte, hob er mit Ironie wieder an: »Das ist allerdings alles sehr rührend, aber man erwartet doch nicht etwa, dass ich diese romanhaften Behauptungen ohne Beweise gelten lassen werde? Ich will klarsehen in dieser neuen Verwandtschaft, welche mich eines großen Erbteils beraubt.«

»Die Beweise werden Euch nicht fehlen, Herr Baron«, entgegnete der Bischof. »Sie sind klar und entscheidend. Der Pater Prior ist Überbringer authentischer Dokumente, von welchen Ihr das Recht habt, Kenntnis zu nehmen.«

In der Tat legte Bonaventura einen Stoß Papiere auf den Tisch, welche Laroche-Boisseau aufmerksam durchzusehen begann, während der Bischof die Ereignisse auseinandersetzte, welche Leonces Sohnschaft begründeten. Wir werden dieselben in wenig Worte zusammenfassen.

Wir wissen, dass der Graf von Varinas den Protestantismus abgeschworen hatte. Hieraus war eine Uneinigkeit zwischen ihm und seinem jüngeren Bruder, dem Baron von Laroche-Boisseau, dem Vater dessen entstanden, welcher in unserer Erzählung eine so wichtige Rolle spielt. Dennoch aber war der Graf, indem er sich zur katholischen Religion bekannte, nicht jenen rein menschlichen Berechnungen gefolgt, welche zuweilen zu einem Religionswechsel bestimmen. Seine Bekehrung, das Werk der Mönche von Frontenac und ganz besonders des Pater Bonaventura, war frei und aufrichtig gewesen, ja seine durch Einsamkeit und Nachden-

ken exaltierten religiösen Gefühle waren an jenem Punkt angelangt, welcher an den Mystizismus grenzt.

Von einer langwierigen Krankheit befallen, von welcher er wusste, dass sie tödlich war, hatte sich der Graf in die Abtei Frontenac zurückgezogen und war hier allmählich dem Einfluss einer fixen Idee unterlegen.

Die Zukunft seines einzigen, damals drei oder vier Jahre alten Kindes beschäftigte ihn unaufhörlich. Wenn er starb, so musste die Vormundschaft über dieses geliebte Kind natürlich seinem Bruder Laroche-Boisseau zufallen, welcher Protestant war. Stand nun aber nicht zu erwarten, dass Laroche-Boisseau seine Autorität über seinen jungen Mündel benutzen würde, um ihn zum Protestantismus zurückzuführen?

Dieser Gedanke quälte den armen Kranken Tag und Nacht. Ohne Zweifel konnte er, wenn er einen andern Vormund für seinen Sohn ernannte, ihn dem gefürchteten Einfluss entziehen. Der Graf aber, der im höchsten Grade furchtsam war, stellte sich das Ansehen seines Bruders größer vor, als es war. Er fürchtete, dass es dem tätigen und gewandten Laroche-Boisseau gelingen würde, das Testament für ungültig erklären zu lassen, wodurch er dann die Vormundschaft über seinen Neffen bekommen hätte oder dass er im entgegengesetzten Fall, um sich zu rächen, heimlich den Knaben vom Katholizismus abwendig zu machen versuchen würde.

Diese Schwierigkeiten waren seinen Gedanken fortwährend gegenwärtig. Der Graf ersann, um sie zu beseitigen, ein Mittel, welches allerdings höchst bizarr genannt werden musste.

Es handelte sich darum, seinen Sohn zu entführen, welcher

sich damals auf dem Schloss Varinas befand, und ihn für tot auszugeben. Da die Besitzung Varinas der Familienerbfolge nicht unterworfen war, so konnte der Graf sie den Mönchen von Frontenac unter der Form eines Fideikommiss vermachen. Sie sollte auf eine bestimmte Zeit in ihrer Obhut bleiben.

Was den jungen Vicomte betraf, so sollte er unter einem angenommenen Namen in der Abtei bleiben und für den nahen Verwandten eines der hochwürdigen Väter gelten. Man sollte ihn sorgfältig in der katholischen Religion erziehen und ihm seinen eigentlichen Namen und Rang verschweigen. Erst an dem Tag, wo er sein zwanzigstes Lebensjahr erfüllte, sollte man ihm seine wahre Stellung offenbaren, was dann infolge der ihm beigebrachten vortrefflichen Grundsätze ohne Gefahr für ihn würde geschehen können.

Das erste Mal, als der Graf von Varinas sich über dieses Projekt gegenüber seinem Freund und Vertrauten, den Pater Bonaventura, aussprach, bemühte sich dieser, ihm die Gefahren und selbst Unmöglichkeiten desselben vor Augen zu führen.

Der Graf schien sich anfangs diesen Vorstellungen zu fügen, bald aber kehrte er zum Angriff zurück. Er hatte lange über alle Eventualitäten nachgedacht, er hatte alles vorgesehen, alles berechnet. Er wendete bald Vorstellungen, bald Bitten an, um seinem Plan Eingang zu verschaffen. Die fieberhafte Aufregung seiner Gedanken war von der Art, dass ein allzu langer Widerstand ihm verderblich werden konnte.

Seinen Bitten nachgebend zog Bonaventura endlich das Kapitel der Abtei über den Vorschlag des Grafen zu Rate. Nach langem Zögern kam man überein, dass man versuchen wolle, ihn auszuführen, mit dem Vorbehalt, ihn aufzugeben,

wenn diese Ausführung unübersteigliche Hindernisse darböte.

Alles gelang über Erwartung. Der Graf wollte trotz seiner Schwäche sich selbst mit der Leitung des Unternehmens befassen. Er reiste heimlich mit dem Pater Bonaventura und zwei vertrauten Dienern von Frontenac ab. Abends erreichte er das Tor des Gartens von Varinas. Nachdem er die Wärterin durch eine geschickte Lüge weggeschickt hatte, bemächtigte er sich seines Sohnes, der, da er ihn erkannte, sich ohne Widerstand forttragen ließ. Dabei trug er Sorge, den Hut des kleinen Vicomte auf der Erde liegen zu lassen. Einige Stunden später trieb man die Vorsicht so weit, dass man die Leiche eines anderen Kindes, welche man sich in der benachbarten Stadt verschafft und die man mit den Kleidern des jungen Varinas bekleidet hatte, in den Abgrund warf.

Alle diese seit langer Zeit kaltblütig überlegten Maßnahmen mussten natürlich die arme Wärterin mit Verzweiflung erfüllen, indem sie ihr die Überzeugung gaben, dass ihr Pflegling ums Leben gekommen sei. Von welchem Gewicht aber konnten die Tränen einer schlichten Bäuerin sein, wenn es sich in den Gedanken des armen, geisteskranken Vaters um die Zukunft und das ewige Seelenheil des Erben der Varinas handelte? Übrigens war Margaretha Fargeot dem Pater Bonaventura empfohlen worden. Zur Entschädigung für ihre Angst sollte sie mit den ihren der Gegenstand einer fortwährenden Fürsorge sein.

Infolge dieser überaus vorsichtigen Maßnahmen ahnte kein Mensch die Wahrheit. Die Justizbehörde selbst gewann die Überzeugung, dass der junge Graf zufällig in den Abgrund neben dem Schloss gestürzt sei.

Nun dachte der Graf, der sein Ende herannahen fühlte, an

nichts weiter als an die Vollendung seines Werkes. Da er fürchtete, dass man später seinem Sohn den Namen und den Titel, auf welchen er ein Recht hatte, streitig machen könne, so traf er die umfassendsten Vorkehrungen, um jeden Zweifel unmöglich zu machen. Er ließ in dreifachen Exemplaren ein Protokoll über die von ihm selbst bewirkte Entführung aufnehmen. Zwei Exemplare wurden bei verschiedenen Notaren deponiert und das dritte im Archiv von Frontenac aufbewahrt. Jedes wurde von ihm, den beiden Notaren und den sechs ersten Vätern des Klosters mit Einschluss des Abtes und des Priors unterzeichnet. Dann setzte er zwei Testamente auf, von welchen das eine zur Zeit seines Ablebens und das andere an dem Tag, wo sein Sohn das zwanzigste Lebensjahr erfüllt haben würde, eröffnet werden sollte. Überdies verlangte der Graf von den Vätern, welche Kenntniss von seinem Geheimnis hatten, einen feierlichen Schwur, durch welchen sie sich verbindlich machten, den Namen und den Rang ihres Mündels und Schülers nicht eher als bis nach Ablauf der festgesetzten Frist bekannt werden zu lassen.

Nachdem er alle diese Maßregeln getroffen hatte, starb er ruhig und in der Gewissheit, dass sein Wille in jeder Beziehung erfüllt werden würde.

Wir wissen, mit welcher gewissenhaften Genauigkeit die Mönche von Frontenac unter dem Einfluss des Priors in der Tat ihren Schwur gehalten hatten. Sie hatten sich lieber verfolgen und schmähen lassen, als dass sie das Geheimnis ihres verstorbenen Freundes verraten hätten. Nun aber lief die vorgeschriebene Frist ab. Das Testament war geöffnet und die Wahrheit sollte für niemand mehr ein Geheimnis sein.

So lautete der Bericht des Bischofs. Leonce hatte, indem er

ihn anhörte, zahlreiche Zeichen von Rührung gegeben.

Monseigneur von Cambis sagte, indem er seine Erzählung schloss, zu ihm: »Ihr seht, mein teurer Sohn, welche Opfer Eure fromme, tüchtige Erziehung Eurem Vater, Euren Freunden gekostet hat. Lasst daher das gute Samenkorn in Eurem edelmütigen Herzen nicht ersticken. Die glänzende Existenz, welche Euch erwartet, lasse Euch nicht die bescheidene Einfachheit Eurer ersten Jugend vergessen. Ganz besonders hört nicht auf, Eure Wohltäter von Frontenac und ganz besonders den würdigen Prior zu schätzen, der für Eure Erziehung so große Sorgfalt getragen hat ...«

»Ach, Monseigneur«, unterbrach ihn Leonce mit überwältigendem Gefühl, »mein unglücklicher Vater selbst, wenn er noch lebte, könnte eifersüchtig auf die Achtung, Dankbarkeit und grenzenlose Liebe sein, welche ich für diesen unvergleichlichen Freund empfinde.«

Er schloss den guten Prior, dem die Tränen in den Augen standen, abermals in seine Arme.

»Ich allein bin also bei dieser ganzen Sache strafbar gewesen«, hob der Bischof an, »ich, der ich einen Augenblick glauben konnte, dass friedliche, durch ihre Weisheit und Frömmigkeit berühmte Mönche ein abscheuliches Verbrechen begangen hätten. Schon in den ersten Tagen, als ich sah, mit welcher schlichten und rührenden Ergebung sie die harte Behandlung ertrugen, erwachten in mir Zweifel über die Rechtmäßigkeit dieser Strenge. Später als Herr von Varinas versuchte, seinen vermeinten Onkel, der sich aber weigerte, zur Flucht aus der Abtei zu bewegen, wurden diese Zweifel noch bestimmter. Aber erst gestern bei Eröffnung des Testaments des seligen Grafen habe ich wirklich die Größe meines Unrechts eingesehen. Auch habe ich nicht gezö-

gert, es in Gegenwart des ganzen versammelten Kapitels einzugestehen und den vortrefflichen Prior um Verzeihung zu bitten, wie ich es auch in diesem Augenblick wiederholt tue.«

»Ach, Monseigneur«, unterbrach ihn Pater Bonaventura in demütigem Ton, »könnt Ihr Euch so erniedrigen? Der Schein war einmal gegen uns und Ihr habt uns mit Nachsicht behandelt, wenn man die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens erwägt, dessen man uns anklagte.«

»Aber ich hätte nicht auf den bloßen Schein hin urteilen sollen«, sagte der Prälat in strengem Ton. »Das öffentliche Ärgernis, welches ich dadurch gegeben habe, wird während meines ganzen künftigen Lebens ein Gegenstand bitterer Reue sein. Jedoch, wie dem auch sei, ich habe meinen Irrtum wiedergutmachen wollen und trotz der ungünstigen Jahreszeit, trotz der Gefahren der Reise gewünscht, den Prior selbst in dieses Haus zu begleiten, wo dieses öffentliche Ärgernis so viel Unheil angerichtet hat, obwohl vielleicht nirgends der Name der Väter von Frontenac ein größeres Recht hatte, geehrt zu werden.«

Während dieses Gespräches hatte der Baron sich bald zerstreut, bald aufmerksam gezeigt. Dennoch hatte er nicht verfehlt, die vom Prior mitgebrachten Aktenstücke genau durchzusehen, als ob er einen Vorwand zu Ausstellungen gesucht hätte, den er aber nicht fand.

»Wohlan«, sagte er endlich, indem er mit jovial philosophischer Miene die Papiere hinwegschob, »meine Grafschaft hat allerdings der Teufel geholt. Doch gleichviel! Ich bin immer noch Laroche-Boisseau und das ist auch etwas. Mein lieber kleiner Cousin«, fuhr er mit ironischem Ton fort, »empfangt meine Glückwünsche! Morbleu! Eben noch, als ich

Euch die Ehre eines Versuchs einräumte, welcher von uns beiden dem anderen die Kehle durchschneiden würde, ahnte ich nicht, dass die Ehre so gut geteilt wäre.«

»Ein Duell, Leonce!«, sagte der Prior. »War es das, was du mir versprochen hattest?«

»Verzeiht mir, lieber Vater. Nun begreife ich, warum Ihr mir so dringend empfahl, jeden Zwist mit Herrn Laroche-Boisseau zu vermeiden! Aber, « setzte er sogleich hinzu, »es muss mir daran liegen, fortan mit dem Herrn Baron in gutem Einvernehmen zu leben, wie es unter so nahen Verwandten sich geziemt. Zum Pfand biete ich ihm meine Hand ...«

Der Baron zuckte die Achseln. »Dies würde Euch mit Euren Freunden veruneinigen«, entgegnete er mit höhnischem Lächeln. »Die Hand eines Ketzers könnte Euch die Ansteckung mitteilen, welche Euer Vater so sehr für Euch fürchtete. Es wird besser sein, wenn wir jeder für sich leben – Ruhm und Gedeihen dem neuen Grafen von Varinas! Was mich betrifft, so werde ich dank dem glücklichen Büchsen-schuss, den ich gestern Abend getan habe, ihn um nichts zu beneiden haben!«

»Ha! Ihr habt recht!«, rief Leonce. »Gern würde ich mein Vermögen und meinen Titel hingeben, wenn ich ...«

»Um was handelt es sich denn?«, fragte Bonaventura mit Erstaunen.

Leonce teilte ihm in wenig Worten mit, auf welche Weise Laroche-Boisseau die Bestie des Gévaudan erlegt habe.

Diese Nachricht machte den Prior und selbst den Bischof, welcher das Lieblingsprojekt der Väter von Frontenac kannte, nicht wenig bestürzt. Dennoch aber entgegnete Herr von Cambis nach einigem Nachdenken mit Festigkeit: »Diese

Ehe kann nicht vollzogen werden und die Kirche wird sich niemals dazu verstehen, sie einzusegnen. Fräulein von Barjac, eine gute Katholiken, kann keinen Protestanten heiraten. Der unbesonnene Schwur, den sie ausgesprochen, muss daher mit Fug und Recht für ungültig erklärt werden.«

»Das nenne ich doch mönchische Finessen!«, rief Laroche-Boisseau in heftigem Zorn. »Dieser Fall ist aber bei jenem Schwur nicht vorgesehen worden, und Protestanten und Katholiken sollten gleiche Rechte haben. Zum Beweis«, setzte er sich zu Christine wendend hinzu, »appelliere ich noch einmal an Fräulein von Barjacs Rechtlichkeitsgefühl. Dieses Rechtsgefühl wird, wie ich bestimmt weiß, sich nicht verleugnen.«

Christine schwieg.

»Sprecht, meine Tochter«, sagte Monseigneur von Cambis. »Wenn Ihr damit einverstanden seid, so wird man Euch dieses unheilvollen Schwures ohne Mühe entbinden.«

Das unglückliche Mädchen wurde von unaussprechlichen Qualen der Angst und Unschlüssigkeit gefoltert. Endlich jedoch antwortete sie: »Ich gehöre einer Familie an, wo Treue und Festhalten an dem gegebenen Wort seit Jahrhunderten ein Erbteil gewesen sind, welches von einer Generation auf die andere übergegangen ist. Ich werde daher keine Gebärde machen und kein Wort sprechen, um mich den Folgen meines unseligen Gelübdes zu entziehen.«

Diese Erklärung wurde mit düsterem Schweigen aufgenommen.

»Morbleu!«, sagte Laroche-Boisseau endlich, indem er sich die Hände rieb, »ich kann mich über viele fehlgeschlagene Berechnungen trösten. Behaltet Eure Titel und Eure Reichthümer, Vetter Varinas. Ich werde etwas Besseres haben als die-

ses. Und dennoch scheint es mir, als hätte ich die Bestie des Gévaudan gar nicht zu gelegenerer Zeit erlegen können.«

»Unglücklicherweise aber habt Ihr sie noch nicht erlegt, mein Lieber« sagte eine spöttische Stimme hinter ihm.

Zwei Personen hatten sich, ohne bemerkt zu werden, in den Salon geschlichen. Die eine war Legris, der Vertraute des Barons, die andere Leonces alter Piqueur.

Die durch Legris, welcher die mitgeteilten Worte gesprochen hatte, erregte Neugier verhinderte an das Unziemliche einer so unvermuteten Störung zu denken.

Der Baron lief mit vor Zorn purpurrotem Gesicht seinem Freund entgegen.

»Was wollt Ihr?«, fragte er mit gedämpfter Stimme. »Wie könnt Ihr wagen, hier zu erscheinen?«

»Mit Eurer Erlaubnis«, hob Legris sehr laut wieder an und ohne vor den drohenden Gebärden seines Gönners zu erschrecken. »Ihr habt die Bestie des Gévaudan nicht getötet. Ich eilte herbei, um jedem Missverständnis, jedem übereilten Schritt zuvorzukommen.«

»Wie, Monsieur, Ihr, der Ihr mich gestern das Herz dieses verwünschten Tieres durch eine Kugel durchbohren saht, Ihr könnt zweifeln ...«

»Fragt diesen wackeren Mann«, sagte Legris ruhig. »Wohlan, Denis«, fuhr er fort, indem er sich zu dem Jäger wendete, der, ohne sich um so viele angesehene Personen zu kümmern, begonnen hatte, den neben der Tür liegenden Wolfskopf zu betrachten, »solltet Ihr Euch geirrt haben?«

»Im Gegenteil, Monsieur«, entgegnete Denis, »ich habe ganz richtig vermutet. Dieser Kopf und dieser Fuß haben der Bestie des Gévaudan niemals angehört.«

Ein allgemeiner Aufschrei begrüßte diesen Ausspruch.

Man überhäufte den Piqueur mit Fragen und er wusste nicht, wem er antworten sollte. Laroche-Boisseaus Stimme übertönte alle anderen.

»Was bedeutet dieser dumme Scherz?«, fragte er. »Wer ist dieser alte Lümmel, welcher einen Edelmann sogar im Salon einer Dame meistern will?«

»Mein Platz ist nicht hier, Herr Baron, das weiß ich wohl«, entgegnete der Piqueur, »aber dennoch sage ich nichts, dessen ich nicht gewiss bin und was nicht mein Fach beträfe. Der Wolf, dessen Kopf und Fuß hier liegen, ist nicht die Bestie des Gévaudan, sondern ein anderer alter großer Wolf, welcher in der letzten Zeit sich in den benachbarten Wäldern umhertrieb und welchen man den schwarzen Wolf nannte. Er war sehr wild und hat viele Untaten begangen, die man nicht verfehlt hat, der Bestie beizumessen. Mehrmals habe ich seine Spur im Wald gefunden und wäre beinahe selbst da durch getäuscht worden. Sein Fuß misst aber zwei Linien weniger als der der Bestie. Monsieur Leonce, mein Herr, kann sich erinnern, dass ich ihm den Unterschied der Spuren gezeigt habe.«

»Das ist wahr, das ist wahr«, rief Leonce. »Übrigens sehe ich jetzt, wo ich mir die Sache recht betrachte, auf dem Kopf dieses Wolfes auch nicht die Spur von dem Bajonettstich, den ihm der kleine Knabe von Chananeilles beibrachte. Diese Narbe ist aber von allen Jägern bemerkt worden.«

»Und ich«, sagte Legris, »ich, den die Bestie an einem gewissen Tag in der Eberschlucht über den Haufen warf, kann versichern, dass sie ein weit hellfarbigeres Fell hatte.«

»Das ist wahr«, sagte der Chevalier.

Laroche-Boisseau verstummte vor der Einmütigkeit dieser Aussagen.

»Also«, fragte Fräulein von Barjac zitternd, »es waltet hier Irrtum oder Betrug ob? Es ist nicht die Bestie? Aber dann ist die gestellte Bedingung nicht erfüllt und ich bin wieder frei ...«

»Noch nicht, Fräulein«, unterbrach sie der Baron in heftiger Aufregung. »Ich behaupte, dass das Tier, dessen Kopf und Fuß ich hier vorlege, wirklich die Bestie des Gévaudan ist. Um mich zu nötigen, meinen Irrtum anzuerkennen, bedürfte es positiverer Beweise.«

»Positiverer Beweise verlangt Ihr deren, Herr Baron?«, fragte Denis mit etwas spöttischer Miene. »Wohlan, ein Tier, welchem ich seit diesem Morgen nachstelle, ist endlich aufgescheucht. Ich habe so glücklich manövriert, dass es nun in dem Augenblick, wo ich spreche, in die großen Steinbrüche von Montfichet am Fuß der Monadière eingeschlossen ist. Hart gedrängt hat es die Unklugheit begangen, sich in diese Art Sackgasse zu flüchten. Ich habe Gervais und einige entschlossene Bauern zurückgelassen, um den Eingang dieses Engpasses zu bewahren und bin in aller Eile herbeigelaufen, um Monsieur Leonce in Kenntnis zu setzen. Dieses Tier nun, welches wie in einer Falle gefangen ist, ist die einzige und wahrhafte Bestie des Gévaudan.«

»Was sagt Ihr, Denis?«, rief Leonce ungestüm. »Es wäre möglich ...«

»Monsieur, als ich hierher kam, habe ich befohlen, dass man Euer Pferd, Eure Kugelbüchsen und Eure ganze Equipage in Bereitschaft setze. Habt die Güte, mir zu folgen. In weniger als einer halben Stunde werde ich Euch in unmittelbare Nähe des Tieres gebracht haben.«

»Rasch! Rasch!«, rief Leonce. »Gott will ohne Zweifel nicht, dass mein Glück unvollständig sei. Verlieren wir keinen Au-

genblick. Wenn das Tier uns entwischen sollte!«

»Das steht nicht zu fürchten, wohl aber müsst Ihr Euch auf einen harten Kampf gefasst machen, denn ...«

»Gleichviel! Rasch zu Pferde, Denis, zu Pferde!«

Er näherte sich dem Prior und dem Bischof.

»Mein Vater! Monseigneur!« sagte er in großer Aufregung, »segnet mich, betet für mich!«

Dann wendete er sich zu Christine.

»Fräulein, ich werde die Bedingungen, die man von dem fordert, der Euch besitzen soll, erfüllen oder sterben!«

Er eilte zur Tür, deren Schwelle der Piqueur schon überschritten hatte.

»Mut, Leonce, Mut!«, rief Fräulein von Barjac, »und der Himmel lasse Euer Vorhaben gelingen!«

Der Wucht, so lange andauernder Gemütsbewegungen erliegend, sank sie ohnmächtig in die Arme der Schwester Magloire.

Während man sich beeilte, ihr beizuspringen, stand Laroche-Boisseau düster in einem Winkel des Salons neben Legris, der sich an seiner Bestürzung zu weiden schien.

»In Teufels Namen«, sagte endlich der Baron, indem er den Kopf emporrichtete, »heute erklärt sich ja jedes Glück für diesen Gelbschnabel von Damenritter! Aber warum soll ich nicht auch versuchen, die Gelegenheit zu benutzen, welche sich darbietet? Ich bin auch ein Jäger, und zwar keiner von den Ungeschicktesten. Meine Pferde und Leute erwarten mich im Hof, die Partie ist vielleicht noch nicht verloren.«

Er gab Legris einen Wink ihm zu folgen.

»Lasst mich«, sagte dieser schroff, »Ihr habt mich betrogen. Wir haben nichts mehr mit einander zu tun.«

»Aha!«, sprach der Baron in verächtlichem Ton, »sollte

Euer Vater Euch schon meinen vollständigen Ruin und den Umsturz meiner Hoffnungen geschrieben haben? Aber kommt, sage ich Euch, wir werden uns anderwärts erklären. Glaubt Ihr denn, man werde Euch in diesem Salon dulden, wenn ich nicht darin bin? Seht, seht, mit welchen Augen der Chevalier Euch schon betrachtet!«

Dieses Argument schien Legris zu bestimmen und sie gingen miteinander hinaus. Es dauerte nicht lange, so sahen der Prior und der Bischof sich miteinander allein.

»Monseigneur«, sagte der Pater Bonaventura, »dieser Augenblick ist ein feierlicher. Vielleicht führen unsere Bemühungen, unsere Opfer, um das Glück einiger armen Geschöpfe Gottes zu sichern, zu einer furchtbaren Katastrophe! Leonce verlangt es – beten wir für ihn.«

Kapitel XII

DIE STEINBRÜCHE VON MONTFICHET

Laroche-Boisseau und Legris fuhren, während sie sich zum großen Hof begaben, wo sie ihre Pferde finden sollten, fort, sich mit leiser Stimme zu unterhalten.

»Sambleu, Legris,« sagte der Baron mit fieberhafter Aufregung, »wir sollten uns veruneinigen! Das wäre sehr unsinnig. Ihr könnt meiner ebenso wenig entbehren, wie ich Eurer entbehren kann. Woran denkt Ihr denn, dass Ihr Euch mit meinen Feinden verbünden wollt? An dem Tag, wo sie mich zermalmt haben, werden sie mit Euch leichtes Spiel haben.«

»Baron, ich sage Euch nochmals, dass Ihr mich betrogen habt. Ich habe meinen Vater beinahe ruiniert, um Eure ver-

schwenderischen Forderungen zu befriedigen. Ich habe mich, um Euch gefällig zu sein, zu den demütigenden Dingen verstanden und nun brecht Ihr mir auf unwürdige Weise Euer Wort, wenn ich die Belohnung verlange, die mir versprochen war, die mir gebührte.«

»Und welche Belohnung!«, sagte Laroche-Boisseau, »die Hand der Schlossherrin von Mercoire, weiter nichts! Aber Starrkopf, entsinnt Euch doch unseres Vertrages. Für den Fall, wo ich die Bestie getötet hätte – und Ihr habt mir soeben haarklein bewiesen, dass ich sie nicht getötet habe – hatte ich Euch versprochen, Euch in meine Rechte auf die junge Dame einzusetzen, dafern ich nämlich schon im Besitz der Erbschaft Varinas wäre. Nun aber bin jetzt nicht mehr Graf von Varinas, mein teurer, vielgeliebter Vetter, der soeben im Galopp zu den Steinbrüchen von Montfichet gesprengt ist, müsste denn den gescheiten Einfall haben, den Hals zu brechen oder sich vom Wolf fressen zu lassen.«

»Euer Vetter?«, fragte Legris große Augen machend, »was wollt Ihr damit sagen? Ich verstehe Euch nicht.«

Laroche-Boisseau erzählte ihm Leonces Geschichte und fuhr dann, ohne weiter auf die Ausrufungen seines Vertrauten zu achten, fort: »Meine Angelegenheiten scheinen verzweifelt zu stehen, aber ich muss mich rächen und ich werde es tun, bei allen Teufeln der Hölle ... sollte ich selbst ...! Kommt, Legris, tausendmal lieber will ich Euch die reiche junge Dame heiraten sehen, als sie diesem unverschämten Verwandten überlassen. Vereinigt Euch offen mit mir wie sonst und vielleicht wenden sich die Dinge noch nach Eurem Wunsch. Wenn wir uns sofort zu den Steinbrüchen begeben, wo, wie man sagt, die Bestie sich in diesem Augenblick befindet, so kann ein glücklicher Zufall uns noch begünstigen.

Ihr wisst«, setzte er in düsterem Ton hinzu, »es ereignen sich auf der Jagd so außerordentliche Unfälle, so seltsame Verwechslungen ...«

»In des Himmels Namen, Baron,« fragte sein Vertrauter erschrocken, »was wollt Ihr tun?«

»Memme! Dummkopf!« sagte Laroche-Boisseau, indem er mit dem Fuß stampfte. Es dauerte nicht lange, so fuhr er fort: »Wir werden je nach den Umständen handeln. Wir werden einander nicht verlassen. Wir wollen die erste Gelegenheit benutzen, die sich darbieten wird, und vielleicht ... Seht, da Ihr es durchaus verlangt, so verspreche ich Euch nochmals, alles Mögliche aufzubieten, um Euch zum Gemahl dieser reizenden jungen Dame zu machen, welche ich in Bezug auf mich selbst nun wohl entsagen muss.«

»Ist dieses Versprechen auch ein aufrichtiges, Baron? Wenn ich glaubte ...«

»Ich gebe Euch mein Wort als Edelmann darauf. So tief ich auch gesunken sein mag, so bin ich demselben doch niemals untreu geworden. Aber Ihr werdet mir gehorchen, nicht wahr?«, setzte er mit kaum verhaltener Heftigkeit hinzu, »Ihr werdet mir gehorchen, was ich auch sagen und tun möge?«

»Dennoch aber, Baron, möchte ich wohl wissen ...«

»Ruhe! Vorwärts! Wir verlieren Zeit!«

Legris wagte nicht etwas zu entgegnen.

Sie befanden sich nun im Hof. Auf ein Wort von Laroche-Boisseau führte man zwei gezäumte und gesattelte Pferde herbei. Legris schien jedoch noch nicht gänzlich entschlossen, sich an einem sicherlich gefährlichen, vielleicht verbrecherischen Unternehmen zu beteiligen, und zögerte, sein Pferd zu besteigen.

Als Laroche-Boisseau seinerseits den Fuß in den Bügel setzte, berührte ihn jemand, der ihn schon mehrmals gerufen hatte, ohne Antwort zu erhalten, leicht an der Schulter.

Der Baron drehte sich wütend herum und erblickte den Chevalier von Magnac.

Der alte Stallmeister hielt unter dem Schoß seines Rockes zwei Degen von gleicher Länge verborgen. Er hatte eine kavalierrmäßige, dreiste Miene, die ihm sonst nicht eigen war, und behielt den Hut auf dem Kopf.

»Herr Baron,« sagte er in verhalten heftigem Ton, »so schleicht man sich nicht fort. Ich bin nicht seit einigen Stunden Euer Vetter geworden und habe im Gegenteil mehr als jemals das Recht, Euch aufzufordern, in meiner Gesellschaft eine kleine Promenade bis an den Saum des Waldes zu machen. Ich weiß einen Platz, wo wir wunderschön ungestört sein werden.«

Der Baron antwortete nicht, sondern stand unbeweglich und mit starrem Blick da, als ob er nicht verstünde, was man von ihm wollte. Endlich machte er eine rasche Bewegung.

»Geht zum Teufel, alter Schwätzer!«, sagte er, »ich habe keine Zeit, Dummheiten anzuhören. Wir werden Euch ein anderes Mal zufriedenzustellen suchen.«

Er wollte sich aufs Pferd schwingen. Magnac hielt ihn am Schoß seines Rockes zurück.

»Ich schwatze vielleicht, Monsieur,« sagte er mit jenem kalten Zorn gallsüchtiger Gemüter, »aber ich habe noch ein gutes Auge und meine Hand zittert nicht. Ich fordere Euch abermals auf ...«

»Lasst mich los, alter Narr, lasst mich los oder wo nicht, so gebe ich Euch trotz Eures Alters und Eures grauen Haares ...«

Er hob die Hand empor; der andere rührte sich nicht von der Stelle.

»Jetzt, Monsieur,« sagte er, »könnt Ihr mir die Genugtuung, die mir gebührt, nicht mehr verweigern.«

Diese Worte schienen Eindruck auf Laroche-Boisseau zu machen. Er dachte einige Sekunden lang nach.

»Er ist wütend,« sagte er endlich. »Wohlan, es sei, machen wir der Sache ein Ende. Sie wird mich ja nicht lange aufhalten. Legris, lasst Euer Pferd hier, Ihr werdet mit uns kommen.«

»Und wohin denn, mein lieber Baron?«

»Wohin es Herrn von Magnac beliebt wird, uns zu führen. Und Ihr, Chevalier, habt Ihr einen Sekundanten?«

Magnac nahm seinen Hut ab. »Der Herr Baron von Laroche-Boisseau ist sehr gütig«, sagte er, indem er seine gewissenhafte Höflichkeit plötzlich wiederfand. »Ich gedachte einen Edelmann zum Sekundanten zu wählen und könnte noch den Marquis von Guillefontaine holen lassen, aber dies würde uns zu lange aufhalten.

Wenn Ihr es erlaubt, so werde ich den Revierjäger Comtois rufen lassen, den Ihr dort unten seht. Er ist Soldat gewesen, und wenn man erwägt, dass Monsieur Legris auch bloß ein Bürgerlicher ist, so könnte man sich in Ermangelung eines Besseren mit Comtois begnügen. «

»In Teufels Namen nehmt mit, wen Ihr Lust habt«, sagte der Baron ungeduldig, »aber halten wir uns dazu.«

Der Chevalier beeilte sich hochofrennt, den Revierjäger, der sich durch diese Bevorzugung ein wenig geschmeichelt fühlte, in Kenntnis zu setzen. Ohne sich viel um die Glossen der Dienstleute zu kümmern, die sich im Hof befanden, machten sich Gegner und Sekundanten auf den Weg.

» Man halte die Pferde bereit,« sagte der Baron zu seinen Leuten, indem er das Schloss verließ, »in fünf Minuten sind wir wieder da.«

Man erreichte den nahen Wald. An der ersten lichten Stelle blieb der Chevalier stehen.

»Glaubt Ihr nicht, dass hier ein ganz passender Platz sei, Herr Baron?«, fragte er.

»Jawohl.«

Sofort warf der alte Edelmann seinen Rock und seine Weste von sich und bot dann Laroche-Boisseau die Wahl zwischen den beiden Degen, die er mitgebracht hatte. Der Baron nahm den ersten besten und begann dann seinerseits die Vorbereitungen zu dem Zweikampf.

In dem Augenblick, wo der Chevalier ausfiel, murmelte Legris erstaunt über dessen Gelenkigkeit und martialische Grazie bei sich selbst: »Hm! Der Soldat von Fontenoy hat keine üble Art und Weise, und Laroche-Boisseau wird, obwohl er ein raffinierter Duellant ist, vielleicht finden, mit wem er zu tun hat. Meiner Treu, ich weiß nicht recht, welchem von beiden ich den Sieg gönnen soll. Der Alte hat einen Zahn auf mich, aber Laroche-Boisseau wird jetzt ein sehr schlechter Gesellschafter, abgesehen davon, dass man keine großen Dinge mehr von ihm erwarten kann. Wohlan, Gott oder der Teufel möge zwischen ihnen wählen – ich für meinen Teil füge mich in alles.«

Während er diesen menschenfreundlichen Wunsch aussprach, fuhren die beiden Klingen mit unheimlichem Klirren zusammen.

Den Ausgang dieses Duells werden wir ein wenig später erfahren. Nun müssen wir vor allen Dingen zu Leonce und Denis zurückkehren, welche wir verließen, als sie zum Wald

galoppierten.

Die Steinbrüche von Montfichet, wo der furchtbare Wolf eingeschlossen war, lagen in der Mitte jener gebirgigen und waldigen Region, welche man das Tal der Monadière nannte, und wo Leonce zu Anfang dieser Erzählung in so großer Lebensgefahr geschwebt hatte. Diese Erinnerung aber kühlte den Eifer des ungestümen jungen Mannes durchaus nicht ab. In weniger als einer Viertelstunde, nachdem sie das Schloss verlassen hatten, langten die beiden Reiter keuchend und ebenso wie ihre Pferde von Schweiß triefend am Eingang der Steinbrüche an, wo Gervais und einige Bauern mit Flinten und Stöcken bewaffnet, gute Wache hielten.

Dieser Eingang war eine schmale, früher in den Felsen gebrochene Bresche, um den zum Abholen der Steine bestimmten Karren den Zugang zu gestatten. Zwei Basaltblöcke standen rechts und links. Durch diese Öffnung tauchte der Blick in einen ziemlich umfangreichen, von spitzigen Felsen umgebenen und mit Steinen und Gestrüpp bedeckten kreisrunden Raum.

Gervais und seine Kameraden hielten zwei Hunde an der Leine, welche dann und wann knurrten und die Augen zu den Steinbrüchen wendeten.

Leonces Anblick schien Gervais sehr angenehm zu sein.

»Ich habe Euch sehnlich erwartet«, sagte er, während die Reiter abstiegen. »Diese hinterlistige Bestie hat sich mehrmals uns genähert, sodass ich schon fürchtete, sie würde versuchen, den Durchgang zu erzwingen. Übrigens beginnt der Tag sich zu neigen. Wenn sie nicht erlegt ist, ehe es Nacht wird, so können wir überzeugt sein, dass sie trotz aller unserer Vorsicht uns nochmals entwischt.«

»Jetzt aber stehst du dafür, dass sie noch nicht herausge-

brochen ist, nicht wahr?«, fragte Denis.

»Jawohl, seht doch, wie die Hunde die Nasen in die Höhe recken und an der Leine zerren. Das verwünschte Tier ist höchstens fünfzig Schritte von hier.«

»Gut,« sagte Leonce seinerseits. »Denis, Ihr werdet hier bei diesen wackeren Leuten bleiben und Euch bereithalten, den Wolf zu empfangen, wenn er versuchen sollte, zu entrinnen. Was mich betrifft, so werde ich mit Castor allein in den Steinbruch hineingehen. Ich habe meine Bajonettbüchse und meinen Hirschfänger – das wird mir genügen.«

Der Piqueur hörte ihn mit einem Gemisch von Erstaunen und Schrecken.

»Mein junger Herr wird mir meine Dreistigkeit verzeihen,« sagte er ehrerbietig, »aber er wird nicht die Tollkühnheit haben, in dieser Höhle einem furchtbaren zur Verzweiflung gebrachten Tier die Spitze zu bieten. Mit Eurer Erlaubnis werde ich Euch begleiten und vielleicht gelingt es uns beiden ...«

»Das kann ich nicht zugeben, Denis«, entgegnete Leonce mit Festigkeit. »Ich will von niemanden bei dem Kampf unterstützt sein, den ich ohne Zweifel zu bestehen haben werde. Niemand wird in den Steinbruch eindringen, möge geschehen, was da wolle. Ihr habt mich doch verstanden, nicht wahr?

Wehe dem, der meine Befehle überschreiten würde! Ich würde es ihm in meinem Leben nicht verzeihen. In dem Fall, wo das Tier die Passage zu forcieren suchen sollte – aber nur in diesem Falle – könntet Ihr darauf schießen. Bis dahin verhaltet Euch ruhig und seid aufmerksam.«

Leonce sprach mit seinen Untergebenen sonst gewöhnlich in sehr leutseligem Ton. Diesmal aber war seine Ausdrucks-

weise kurz, schroff und entschlossen. Dennoch ließ der Piqueur sich noch nicht entmutigen.

»Monsieur,« sagte er mit Eifer, »ich bin ein alter Jäger und meine Pflicht ist, Euch vor der Gefahr zu warnen.«

»Genug, genug«, unterbrach ihn Leonce, »ist meine Büchse geladen?«

»Ich habe sie soeben selbst geladen – zwei Maß Pulver und zwei eiserne Kugeln.«

»So ist es recht.«

Er überzeugte sich, dass das Zündkraut nicht feucht geworden sei, fuhr mit dem Nagel über den Stein der Batterie und schien dann, nachdem er seinen Hirschfänger ein wenig gelüftet, damit derselbe leicht aus der Scheide gehe, bereit, sich in Bewegung zu setzen.

»Vergesst nicht, was ich Euch empfohlen habe, meine Freunde«, hob er in einem Ton an, welcher sehr sanft und beinahe heiter geworden war. »Bewacht gut Euren Posten.

Das ist alles, was man von Euch verlangt.«

Er wollte eben, nachdem man Castor, Godarts Hund, von der Leine losgelassen hatte, den Eingang dieser Art Zirkus durchschreiten, als Denis in bittendem Ton zu ihm sagte: »Wenigstens, guter Herr, nehmt auch den anderen Hund mit. So feige er auch ist, so wird er Euch doch von der Annäherung des Wolfes in Kenntnis setzen und Euch verhindern, überrascht zu werden.«

Leonce willigte ein, obwohl er von dem Spürhund nicht viel erwartete, und drang, während die beiden Hunde ihm voraneilten, in den Umkreis der Steinbrüche ein.

Hier herrschte tiefe Stille und die Unbeweglichkeit des Todes. Nichts rührte sich unter den unfruchtbaren Felsen und dem trockenen Gestrüpp, welches den Boden bedeckte. Von

allen Seiten erhob der Berg seine glatten, senkrechten Wände. Es war, als befände man sich in einem geschlossenen Raum, wo dem Besiegten jeder Rückzug unmöglich wäre, wo der Tod unvermeidlich auf die Niederlage folgen müsste.

Hier und da hoben sich halb geschmolzene Schneewehen von der dunklen Färbung des Farnkrautes ab. In der Mitte des Beckens befand sich eine vom Regenwasser gebildete Lache. Sie war gefroren und weiße Streifen zogen sich über die bläuliche Rinde hinweg.

Über diese öde Landschaft breitete der nebelige, noch durch die Annäherung der Nacht verdüsterte Himmel seinen dunklen Schleier aus.

Leonce schritt langsam vorwärts mit wachsamem Auge und Ohr und dem Finger an dem Drücker seiner schweren Kugelbüchse. Er betrachtete genau jede Höhlung des Terrains, jedes dichtere Buschwerk. Die Bestie konnte sich in der Tat auf ihn stürzen und ihn in Stücke reißen, ohne dass ihre Gegenwart vorher durch irgendetwas kundgegeben worden wäre. Dann und wann blieb er stehen und hielt den Atem an.

Seine Hunde liefen um ihn herum, aber ohne anzuschlagen. Der Spürhund namentlich schien unruhig zu sehn. Häufig unterbrach er sich in seinen Nachforschungen und kehrte furchtsam zu seinem Herrn zurück. Dann musste ihn dieser mit der Hand streicheln und durch leises Zureden ermutigen, um ihn zu bestimmen, die Fährte wieder aufzunehmen.

Der andere Hund, welcher stark und mutig war, verriet weniger Zögern, aber sein stumpfer Geruchsinn nötigte ihn, sich auf seinen Kameraden zu verlassen, dessen Nase feiner

war. Übrigens war die Spur ganz frisch und an verschiedenen Stellen zeigten sich im Schnee breite tiefe Abdrücke, welche wenige Minuten vorher gemacht zu sein schienen.

Dennoch aber zeigte das Tier sich nicht. Wenn die Umfassungswände nicht beinahe senkrecht gewesen wären, so hätte man glauben können, dass es ihm gelungen sei, diese natürlichen Schranken zu überklettern. Aber so etwas stand nicht zu fürchten. Um dies auszuführen, hätte der Wolf zwanzig oder dreißig Fuß hochspringen müssen, und der Wolf besitzt, so behände er auch sein mag, in seinen Muskeln nicht die ungeheure Elastizität des Tigers, des Panthers und anderer zum Katzengeschlechte gehörigen wilden Tiere. Die Bestie war daher noch ganz gewiss in den Steinbrüchen und konnte jeden Augenblick erscheinen, um den Kampf aufzunehmen oder vielleicht selbst zu beginnen.

Seit länger als zehn Minuten schon irrte Leonce unter den Steinen und dem Gestrüpp umher, als plötzlich der Spürhund erschrockener, als er bisher gewesen war, zurückfuhr und sich zwischen die Beine seines Herrn flüchtete. Castor dagegen blieb stehen, streckte seinen mit einem Stachelband geschützten kräftigen Hals aus und ließ ein dumpfes Knurren hören.

Alle diese Anzeichen verrieten, dass die Bestie in der Nähe war, aber der junge Jäger mochte seine Aufmerksamkeit verdoppeln, wie er wollte – er sah nichts.

Endlich jedoch gelang es ihm, die Position seines furchtbaren Feindes zu erkennen. Etwa dreißig Schritte von ihm befand sich die gefrorene Lache, von welcher wir gesprochen haben, und am Rand der Lache stand ein kleines Dickicht von trockenen, vergilbten Binsen. Durch die Halme der Hecke hindurch entdeckte Leonce zwei feststehende, glänzen-

de Punkte, welche selbst am Tage eine drohende Flamme sprühten. Weiter sah man nichts, aber der Jäger wusste nun genug.

Die Bestie war da und schickte sich ohne Zweifel an, sich auf ihn zu stürzen, sobald er nahe genug gekommen wäre.

Leonce war stehen geblieben und hatte langsam den Kolben seiner Kugelbüchse an die Schulter gesetzt, aber er schoss nicht. Das Herz pochte ihm gewaltig und seine Augen umflorten sich. Ein Schwindel begann sich seiner zu bemächtigen. Vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblick, dass das Ungeheuer, welches hier nur wenige Schritte entfernt von ihm lag, dreiundachtzig Personen gerissene² und fünfundzwanzig bis dreißig schwer verwundet; dass es den Verfolgungen von zwei- oder dreihunderttausend Jägern getrotzt und dass ganz Frankreich seinetwegen in Alarm gesetzt worden war.

Zum Glück tauchte das schöne und lächelnde Bild eines geliebten Wesens empor und verscheuchte diese düsteren Gedanken aus dem Gemüt des jungen Mannes. Sofort zirkulierte das Blut wieder ruhiger, der Schwindel verflog und nach Verlauf von wenigen Sekunden hatten die ihn umgebenden Gegenstände für Leonce wieder die Formen und Verhältnisse der Wirklichkeit angenommen. Sei es nun, dass er noch zu weit stand, sei es, dass sein Gegner sich keine ihm genügend erscheinende Blöße gab, kurz, er begann mit angeschlagener Büchse vorwärts zu gehen. Die Hunde folgten ihm immer noch knurrend, der eine vor Zorn, der andere vor Furcht.

Dieses Manöver des jungen Jägers hatte aber kein Resultat.

² Historisch

Der Wolf rührte sich nicht und man sah von ihm immer noch nichts weiter als seine beiden gespenstischen Augen.

Endlich blieb Leonce, durch diese Unbeweglichkeit ungeduldig gemacht, abermals stehen und zielte gerade zwischen die zwei leuchtenden Punkte.

Nun aber wechselten die Rollen.

Das wütende Tier fasste, als es sich entdeckt sah, einen tapferen Entschluss. Sein gewaltiger Kopf mit den emporgerichteten Ohren, sein ungeheurer dunkelgelber Rumpf, sein schwerer wallender Schweif tauchten aus den Binsen auf. Dann stürzte es, mit seiner breiten Brust alle Hindernisse auf die Seite werfend, sich wütend auf seine Feinde.

Leonce ließ sich durch diesen unerwarteten Angriff nicht einschüchtern. Als das Tier etwa noch zehn Schritte vor ihm war, zielte er kaltblütig nach dem Kopf und drückte ab.

Der Knall seiner schweren Büchse erzeugte von dem tausendfachen Echo wiederholt ein Getöse gleich dem des Donners, obwohl man ein wildes Gebrüll hindurch hörte. Durch den Pulverdampf hindurch sah Leonce das Tier vom Schuss niedergestreckt und wie zum Tode getroffen. Schon öffnete er den Mund, um einen Freudenschrei auszustoßen und seine Kameraden zu rufen. Er hatte aber nicht die Zeit dazu.

Die Bestie hatte sich von Blut triefend, aber furchtbarer als je, wieder erhoben. Der Schmerz, der Rachedurst hatten ihre Kraft und ihren Mut verdoppelt. In einem Augenblick warf sie sich über den Jäger her.

Vergebens versuchte dieser ihr die Spitze seines Bajonettes entgegenzusetzen. Das Bajonett, obwohl von gehärtetem Stahl, zerbrach wie Glas, die Kugelbüchse selbst wurde krumm gebogen und Leonce stürzte, von überlegener Kraft über den Haufen geworfen, wie betäubt auf den Schnee nie-

der. Er schien verloren, denn er war nicht imstande, sich zu verteidigen, aber seine treuen Bundesgenossen verließen ihn nicht.

Der Bullenbeißer Castor, welcher, wie man sich erinnert, noch seine Niederlage am Sprungwald zu rächen hatte, stürzte sich auf den Wolf und packte ihn mit wütender Gewalt. Auch der Spürhund, sei es, dass der Anblick des Blutes seines Feindes ihn ermutigt hatte, oder sei es, dass die Gefahr seines Herrn ihn seine Furcht überwinden ließ, sprang dem Wolf, ohne zu zögern, an die Kehle. Derselbe hatte daher vor allen Dingen diese neuen Gegner von sich abzuwehren.

Diese Aufgabe nahm nicht lange Zeit mehr in Anspruch. Ein einziger Biss genügte, um dem unglücklichen Spürhund das Rückgrat zu brechen, während ein Hieb mit der Tatze ihm den Bauch aufriss und seine Eingeweide weit hinwegschleuderte. Der arme Hund stieß ein klägliches Gewinsel aus und verendete.

Nun blieb noch Castor übrig, welcher ebenfalls den Wolf an der Gurgel gepackt hatte und festhielt. Der Wolf versuchte sich seiner durch jenen Ruck mit dem Kopf zu entledigen, der ein beliebtes Manöver von ihm war. Der durch die Erfahrung aber ohne Zweifel belehrte Bullenbeißer wusste geschickt diesem Ruck auszuweichen. Nun wälzten sich beide übereinander weg und zerrissen und zerbissen sich mit unaussprechlicher Wut.

Der Wolf aber behauptete trotz seiner Wunde einen Vorteil, der sich bald in einen vollständigen Sieg verwandeln musste.

Dieser furchtbare Kampf fand auf Leonces Körper selbst statt. Dieses fortwährende Stoßen und Stampfen und viel-

leicht auch das Drohende der Gefahr brachten den Jäger wieder zum Bewusstsein. Noch halb betäubt von seinem Sturz, geblendet vom Staub und gefrorenen Schnee, der auf sein Gesicht flog, hob er sich auf dem Ellbogen empor und zog seinen Hirschfänger. In dem Augenblick, wo die beiden Kämpfer sich abermals auf ihn stürzten, öffnete er mit Mühe die Augen. Indem er alles, was ihm noch von Kraft übrig war, zu einer letzten Anstrengung zusammenraffte, stieß er die Klinge bis an das Heft in eine haarige Masse, unter welcher er fast erstickte.

In demselben Augenblick rief man in seiner Nähe: »Mut, Monsieur! Fest, Castor! Wir sind da!«

Leonce aber konnte nichts weiter hören. Etwas wie eiserne Stacheln zerriss ihm die Brust, dann fiel eine zermalmende Last auf ihn, der Atem versagte ihm und er verlor die Besinnung vollständig.

Ein Gefühl von Frische und Wohlsein erweckte ihn wieder. Um ihn herum standen Denis, Gervais und einige andere Leute, welche ihm ihren eifrigen Beistand angedeihen ließen. Man hatte ihm das Gesicht mit ein wenig aus der nahen Lache geschöpftem eiskalten Wasser benetzt und ihm die Kleider aufgemacht. Leonce erlangte das Bewusstsein sofort wieder und die Erinnerung kehrte zurück.

»Die Bestie!«, fragte er, »wo ist die Bestie?«

»Tot, Monsieur«, entgegnete der alte Piqueur, »dieses Mal wirklich tot, und es hat viel Mühe gekostet, ihr den Garaus zu machen.«

Gleichzeitig zeigte er auf den ganz mit Schmutz und Blut bedeckten furchtbaren Wolf, welcher leblos neben den noch zuckenden Überresten des armen Spürhundes ausgestreckt lag. Ein wenig weiter hin leckte Castor keuchend und zer-

schlagen, traurig seine Wunden.

Ein schmerzlicher Argwohn durchzuckte Leonces Gemüt.

»Denis«, hob er an, indem er sich mühsam ein wenig aufrichtete, »Ihr seid meinen Befehlen ungehorsam gewesen. Ihr seid mir zu Hilfe gekommen. Ihr seid es, der die Bestie des Gévaudan erlegt hat.«

Der Piqueur lächelte. »Seht doch mein Gewehr an, guter Herr,« sagte er, indem er seine noch geladene Büchse vorzeigte. »Allerdings fehlte es mir durchaus nicht an Lust, diesem Burschen eine Kugel durch den Pelz zu brennen, aber Ihr hieltet einander so inbrünstig umarmt, dass die Sache nicht möglich war. Und übrigens wäre es ja auch schade um das Pulver gewesen. Ihr hattet der teuflischen Bestie schon ihr Teil gegeben, seht selbst!«

Indem er den riesigen Körper des Wolfes emporhob, zeigte er Leonces Hirschfänger, der seiner ganzen Länge nach unter der Schulter hindurch in den Leib des Tieres gedrungen war. Die Klinge steckte so fest zwischen Knochen und Muskeln, dass es einer großen Anstrengung bedurft hätte, um sie herauszuziehen. Der Tod musste augenblicklich erfolgt sein. Die Risswunden, welche dem Jäger vollends die Besinnung geraubt hatten, rührten allem Anschein nach bloß von den letzten Zuckungen des verendenden Tieres her.

Als Leonce diesen unbestreitbaren Beweis seines Triumphes erhielt, war er vor Stolz und Freude außer sich.

»O mein Gott, ich danke dir!«, rief er. »Es ist also wahr, dass ich die Bestie des Gévaudan getötet habe!«

Einige Augenblicke später kehrten die siegreichen Jäger

zum Schloss Mercoire zurück. Leonce, der mit Kontusionen und frisch blutenden Wunden bedeckt war, ging von Denis unterstützt zu Fuß. Man hatte den furchtbaren Wolf auf ein Pferd geladen, sodass sein noch drohender Rachen und die langen Beine mit den scharfen Klauen zu beiden Seiten des Sattels herabhingen. Dann kam Gervais, welcher in seinen Armen den bedauernswerten Castor trug, dem der Schmerz ein klägliches Gewinsel auspresste, obwohl der Anblick seines toten, aber vom Trab des Pferdes hin- und hergeschaukelten Feindes in gewissen Augenblicken noch seine Wut zu erwecken schien. Den Schluss des Zuges machten die Bauern, welche ihrer Freude, das Land endlich von seiner Geißel befreit zu sehen, lauten Jubel liehen.

So erreichte man das Schloss. Als man sich dem Haupteingang näherte, begegnete man einem zweiten Trupp, der ebenso traurig und schweigend einherkam, als der andere freudig und lärmend war. Er bestand aus mehreren Dienern, welche auf einer Bahre einen leblosen, mit einem Mantel zugedeckten Körper trugen. Hinter ihm kamen in verschiedenen Gruppen mehrere Personen, welche das immer tiefer hereinbrechende Dunkel der Dämmerung nicht gestattete zu erkennen.

Leonce befahl seinen Leuten stehen zu bleiben und sich ruhig zu verhalten. Als die Träger an ihn herankamen, fragte er mit leiser, erstickter Stimme, indem er auf die Leiche zeigte: »Wer ist das? Mein Gott! Welches Unglück haben wir wiederum zu beklagen?«

Es schien, als ob die Träger diese Frage nicht gehört hätten oder als ob sie dieselbe nicht gern beantworten wollten. Sie zogen mit ihrer traurigen Bürde vorüber und verschwanden unter dem Gewölbe des Eingangstores.

Leonce wagte kaum seine Frage zu erneuern, als der Ton einer Stimme, welche ihm vertraut war, an sein Ohr schlug. In demselben Augenblick fühlte er sich sanft in die Arme des Priors geschlossen.

»Mein lieber Leonce, bist du es?«, fragte der Mönch mit Rührung. »Gott sei gepriesen! Du wenigstens kommst gesund und unversehrt zurück.«

»Und dies, guter Vater, ist noch nicht die ganze Gnade, welche Gott mir erwiesen, denn er hat mir den Sieg über das Ungeheuer verliehen, welches das Land verheerte. Aber, ich bitte Euch, wer ist der Unglückliche, der soeben ...«

»Ein Mann, dessen Leben ein sündhaftes gewesen und der, wie ich fürchte, in seiner Unbußfertigkeit gestorben ist. Ich wurde zu spät benachrichtigt. Er hatte schon seinen letzten Seufzer ausgehaucht, als ich auf dem Kampfplatz ankam. Möge der Richter im Himmel ihm seine Fehler verzeihen!«

»Aber, hochwürdiger Vater, Ihr habt ihn mir noch nicht genannt ...«

»Was brauche ich ihn zu nennen? Mein Sohn, du bist jetzt der einzige Repräsentant der alten, edlen Familie Varinas.«

Leonce versank einen Augenblick lang in Gedanken. Er konnte sich nicht eines innigen Mitleids mit dem Schicksal seines Verwandten erwehren, dessen Leben und Ende so beklagenswert gewesen war.

Während er sich so seinen Betrachtungen überließ, gingen zwei Personen an ihm vorüber. Er hörte wie die eine zu der anderen sagte: »Ich habe nur erst die Hälfte meiner Aufgabe erfüllt, Maître Legris. Ich habe den Hauptbeleidiger meiner Herrin gezüchtigt, bin aber nicht gesonnen, es dabei bewenden zu lassen. Ihr habt drei Tage Zeit, um das Begräbnis Eures Freundes besorgen zu können. Nach Ablauf dieser Frist

aber macht Euch darauf gefasst, überall wo ich Euch finden werde, die Tracht Hiebe zu bekommen, die ich Euch versprach.«

Der Chevalier verneigte sich tief und entfernte sich. Bonaventura fasste den jungen Grafen am Arm und führte ihn weiter zum Schloss. Als sie sich dem inneren Hof näherten, rief jemand.

»Leonce! Mein lieber Leonce!«

Fräulein von Barjac erschien auf der Terrasse. Der junge Mann eilte auf sie zu.

»Christine«, rief er, »Gott hat mir den Sieg gegeben und ich komme nun, um den Lohn dafür zu verlangen!«

Statt aller Antwort ließ Fräulein von Barjac, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sich in seine Arme sinken.

Zwei Monate später wurde der Graf von Varinas, Baron des Gévaudan und königlicher Wolfsjägermeister für die Provinzen des Gévaudan, in der Kathedrale zu Mende mit dem hochgeborenen Fräulein Christine von Barjac, Gräfin von Mercoire und anderen Herrschaften, vermählt. Das Volk begrüßte mit lautem Beifall den unerschrockenen Jäger, welcher das Land von dem furchtbaren Wolf befreit hatte, dessen blutige Verheerungen einen Platz in der Geschichte des Königreiches einnehmen sollten.

Die Vermählung wurde durch Seine Eminenz Monseigneur von Cambis, Bischof von Aleppo, vollzogen, der von Seiner Hochwürden Dom Bonaventura, dem vierunddreißigsten Abt von Frontenac, assistiert wurde, weil der arme alte Abt, der in unserer Erzählung figuriert, vor Kurzem

gestorben und der ehemalige Prior an seiner Stelle ernannt worden war.

Schwester Magloire begleitete in ihrer Nonnentracht die Braut zum Altar und vertrat Mutterstelle.

Was den Chevalier von Magnac betraf, so hielt das Unglück, welches er gehabt hatte, den nächsten Verwandten des Bräutigams im Zweikampf zu töten, ihn ab, offiziell an dem Fest teilzunehmen, obwohl eine reichliche Pension ihn für die Zukunft gegen jeden Mangel sicherstellte. Wohl aber beobachtete er von Weitem seine junge Herrin mit unaussprechlicher Freude und murmelte: »Gleichviel, ich habe ihr doch gehörige Achtung verschafft, so lange sie unter meinem Schutz stand – den einen habe ich getötet und dem anderen seine Tracht Schläge verabreicht. Gott tue das Übrige!«

ENDE